



EIN PFARRER im Zürcher Unterland wollte ein Gespräch zwischen Christen und Nichtchristen organisieren. Ich sagte ihm, daß ich für eine Tagung in einer evangelischen Akademie zehn bis zwanzig nichtkirchliche Personen für ein offenes Podiumsgespräch suchte. Wenn er diese Personen finden könnte, würde ich die Vorbereitung in seiner Gemeinde durchführen. Er schickte also seinen Helferkreis von Tür zu Tür: «Wir suchen zwanzig Nichtchristen in unserem Dorf!» «Da können Sie lange suchen», bekamen sie zur Antwort. «Hier sind alle Christen.» In dem traditionsreichen Zürcher Dorf wollte niemand ein Nichtchrist sein. Der Pfarrer meldete mir: «Bei uns gibt es keine Nichtchristen!» Wir mußten daher einen anderen Zugang suchen.

Nichtchrist ...

Beim zweiten Besuch sagten die Helfer: «Wir suchen Menschen, die seit zwei Jahren nicht mehr in der Kirche waren.» Das schlug ein. Im Nu waren zwanzig Personen bereit, als solche, die seit zwei Jahren nicht in der Kirche waren, für ein Podiumsgespräch zur Verfügung zu stehen.

Sie wurden ins Sälli der besten Dorfkneipe eingeladen. Es gab ein schönes Essen, bei dem ich systematisch ignoriert wurde. Ich tat, als merkte ich davon nichts. Beim Kaffee wurde ich aufs Korn genommen. Es schien mir, als würden die Enttäuschungen mit Kirche und Pfarrer von zwanzig Leben kübelweise über mir ausgeschüttet. Ich sagte nichts. Es bereitete den zwanzig sichtlich Vergnügen, einmal einen jener von ihnen geliebt-gehaßten Pfarrer «unter die Zähne» zu kriegen und ihn ihre Überlegenheit fühlen zu lassen.

«Im übrigen», sagte mir eine Frau, Leiterin der dörflichen Damenriege, «kommt es aufs gleiche heraus; ob einer Mohammedaner ist oder Christ.» «Für Sie», antwortete ich, «käme es jedenfalls nicht aufs gleiche heraus, denn es würde bedeuten, daß Ihr Mann noch drei weitere Frauen heiraten könnte. Ich sage nicht, daß die europäische Einehe besser ist als die mohammedanische Vielehe. Das wäre im einzelnen abzuklären. Ich sage nur, daß es nicht das gleiche ist.»

«Das war ein unglückliches Beispiel», wehrte sich der Zahnarzt für die Frau, «aber es spielt doch nun wirklich keine Rolle, ob einer Buddhist oder Christ ist. Das Christentum hat

sowieso ausgespielt. Es vermochte nicht, zwei furchtbare Weltkriege zu verhindern. Es steht dem Hunger in der Welt machtlos gegenüber. Es vermag nicht einmal, die christlich getauften Europäer und Amerikaner von seiner Wahrheit zu überzeugen. Was hat es da für einen Sinn, diese Religion der satten Westler den Hungernden der Dritten Welt anzupreisen? Was diese brauchen, sind nicht Traktate, sondern Traktoren, nicht heilige Worte, sondern heilige Taten.» «So?» fragte ich zurück, «haben Sie sich auch einmal überlegt, warum die Zahnartzkunst (und übrigens auch die Fabrikation von Traktoren) nicht im Umkreis des Buddhismus, sondern im Umkreis des abendländischen Christentums entstanden ist? Das hat nämlich etwas mit dem Unterschied zwischen dem buddhistischen und dem christlichen Weltverständnis zu tun. Ob das eine besser ist als das andere, steht hier nicht zur Diskussion. Zur Diskussion steht, daß es nicht das gleiche ist. Wir sind eben stärker geprägt von unserer Religion, als wir wissen.»

...wollte keiner sein

Nun kamen die Fragen nach dem Weltverständnis der Bibel, nach der Funktion der Kirche, nach dem Stellenwert der biblischen Offenbarung und so weiter. Am Schluß fragten mich die Nichtchristen, warum es denn in der Kirche immer so langweilig sei, während dieser Abend, der bis über Mitternacht gedauert hatte, für sie eine Sternstunde der Entdeckungen geworden war. «Ganz einfach», antwortete ich, «weil Sie, die Experten der Frage, die Außenseiter der christlichen Religion, nicht dabei sind. Wir brauchen Sie, damit die Kirche relevant wird. Und Sie brauchen die Kirche, damit Ihre Fragen in den für Sie hilfreichen Kontext gestellt werden.» «Meinen Sie, unser Pfarrer wäre bereit, so mit uns zu reden?» fragten sie. «Fragen Sie ihn selber!»

Walter J. Hollenweger

Vorabdruck aus: *Wie aus Grenzen Brücken wurden*. Ein theologisches Lesebuch. Chr. Kaiser Verlag München. 240 S., DM 20.- (Erscheint Anfang Oktober). Der Autor zeigt mit diesen «Geschichten eines Grenzgängers» und auch in dem von uns erbetenen Bericht aus Birmingham (vgl. S. 178ff), wie er selber praktiziert, was er in seiner «Interkulturellen Theologie» theoretisch begründet (vgl. unsere Besprechung in Nr. 1, S. 12, wo wir Prof. Hollenweger unseren Lesern vorgestellt haben). Das obige Beispiel bezeugt übrigens zugleich zwei ökumenische Arbeitsweisen, die der Autor verfiel: Daß statt geantwortet *gefragt*, und daß mehr *erzählt* als argumentiert wird. (Red.)

EXPERIMENT

Theologie für die Schwarzen in Europa: Beispielhaftes Angebot in England – Gegenstoß zu latentem Rassismus und zur Resignation der weißen Kirchen – Eine Schule für schwarze Arbeiterpfarrer – Die Methode von Paulo Freire auf das Fach «Mission» angewandt – Unziemlicher Einstieg durchs Dach in die akademischen Hallen – Für und Wider quer durch die Fronten – Schwarze Kompetenz und interkulturelle Theologie – Wo bleiben die Katholiken?

Walter J. Hollenweger, Birmingham

BISCHOFSSYNODE

Vorarbeiten zur Versammlung in Rom: Eine immer noch verbesserungsfähige Institution des Nachkonzils – Aus Erfahrungen lernen: *Empfehlungen von 1977 für Synode 1980* (Kasten) – Konsultations- und Arbeitsdokument zum Thema «Familie» – Nicht aufgedeckte Konfliktpunkte – Die heißen Eisen schon verhärtet? – Beispiele: *Geschiedenenpastoral* und «*Humanae Vitae*» – Fragen erstmals auf der Tagesordnung des Weltepis-kopats – Begleitende Spontangruppe aus Frauen- und Familienorganisationen. Ludwig Kaufmann

Brasilianische Eingabe zu Familienfragen: Statt zeitloser und moralisierender Doktrin geschichtsbewußte Neuinterpretation – Über Zustandsbeschreibung hinaus die Ursachen ergründen – Realistische Berücksichtigung vielfältiger Entwicklungen, besonders auch in der Frauenfrage – Verstärkte Eigenständigkeit der Familie in Gesellschaft und Kirche.

ALTES TESTAMENT

Ein Gott, der zur Freiheit ruft: Im Alten Testament gibt es nicht nur Gebote und Verbote, sondern den Aufruf zum Tun – Gott selber ein frei Wollender – Der bildlose Gott öffnet den Weg in eine nicht festgelegte Zukunft – Jahwe: kein eigentlicher Name, sondern ein Anrufwort – «Ich habe dich aus Ägypten, dem Sklavenhaus geführt»: Prämisse zu den Gottesgeboten – Ebenbildsein, ein nie abschließbarer Lernprozeß.

Paul H. Schüngel, Rheinbach-Merzbach

JAPAN

Fragwürdige Einladung an Weltreligionen: Hintergrund einer Ethik-Konferenz – Seit der Verfassungsänderung 200 «Neue Religionen» – Jetzt möchte Shinto wieder Staatsreligion werden – Zugleich nationalistische Tendenzen – Römischer Sekretariat hätte zum Prestige der Veranstaltung beitragen sollen – Bei Konsultation lokaler Institutionen hätte sich Panne vermeiden lassen.

Thomas Immoos, Tokio

Eine Brücke zwischen schwarz und weiß

Theologische Ausbildung für schwarze Arbeiterpfarrer

Die politische und gesellschaftliche Szene Großbritanniens ist vom Konfrontationsmodell beherrscht. Der Bürgerkrieg in Nordirland mit seinen Auswirkungen in England ist eine auf Jahrhunderte zurückgehende Konfrontation zwischen der irisch-katholischen und der schottisch-protestantischen Kultur. Das englische Parlament, überhaupt die politische Diskussion in Großbritannien, wird beherrscht durch die Konfrontation zwischen der englisch-konservativen und der non-konformistischen Kultur. Die beiden Adjektive bezeichnen gleichzeitig religiös-kulturelle und politische Traditionen. Für die erste Tradition stehen die Anglikanische Kirche und die Konservative Partei, für die zweite die Labour-Partei, die Gewerkschaften, die sogenannten Non-Konformisten (zu denen in England auch die Römisch-Katholischen und die Reformierten zählen) und die große Mehrzahl derer, die überhaupt zu keiner religiösen Tradition mehr gehören.

«Immigranten» in Konfrontation

Für unseren Zusammenhang aber am wichtigsten ist die Konfrontation zwischen der weißen (angelsächsischen und keltischen) Bevölkerung und den sogenannten Einwanderern oder Immigranten. Unter «Immigranten» versteht man in England Inder und Schwarze, die im Besitze eines britischen Passes, daher Bürger Großbritanniens sind und oft auch schon in Großbritannien geboren wurden. Dieser Sprachgebrauch ist deswegen beliebt, weil die Identifikation der Rasse eines Bürgers in England von Gesetzes wegen verboten ist. Also nennt man die Schwarzen und die Braunen nicht «schwarz» oder «braun», sondern schlicht und einfach «Immigranten».

In den schwarzen und braunen Ghettos ist es in London und Bristol zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Polizei und «den Immigranten» gekommen. Einer der Gründe für diese Zusammenstöße ist ein 150jähriges Gesetz, das einem Polizisten gestattet, jemanden zu verhaften, von dem er vermutet, er wolle einen Diebstahl begehen. Die *Absicht*, etwas zu stehlen, gilt also bereits als inkriminierender Tatbestand. Die «Immigranten» werden häufig unter diesem Gesetzesparagrafen angeklagt. Das Verhältnis zwischen schwarz und weiß ist in England weit gespannter, als die Engländer das nach außen wahrhaben wollen.

Entdeckte Erweckung: Die schwarzen Kirchen

Nur noch 2% der englischen Bevölkerung nehmen aktiv am Gottesdienstleben der Kirchen teil. Die formale Mitgliedschaft liegt damit tiefer als in der DDR oder in Ungarn. Viele Kirchen in den Innenstädten stehen leer und müssen verkauft werden. Den Hakenkreuz-Schmierereien der Nationalsozialisten (so kürzlich an einer schwarzen Pfingstkirche in Sheffield), den Flügelkämpfen der Labour-Partei und dem patriotischen, aber veralteten Pathos der Konservativen können die Kirchen Großbritanniens kein eigenständiges Hoffnungs- und Handlungskonzept gegenüberstellen.

So tönt es in verschiedenen Variationen unter den englischen Christen, die sich Gedanken machen über die Zukunft des Evangeliums in ihrem Lande. Aber die Schwarzmalerei trifft nur einen Teil der Wirklichkeit. Die weißen Christen zahlen heute dafür, daß sie ein Vierteljahrhundert lang die Existenz einer neuen, lebendigen und verheißungsvollen Christenheit in ihrer Mitte vollständig ignorierten. Es sind die über 750 schwarzen Gemeinden in über 150 kirchlichen Organisationen. Es sind Kirchen verschiedenster Prägung: methodistische, adventistische, pfingstlerische und solche, die es bisher in Europa nicht gab, schwarze unabhängige Kirchen aus Westafrika und aus

dem karibischen Raum. Einige dieser Kirchen sind in ihrem Ursprungsland eigentliche Massenkirchen, so zum Beispiel die Aladurakirchen und die Cherubim- und Seraphimgesellschaften in Westafrika. 20% der schwarzen Bevölkerung Englands gehören diesen Kirchen an. Die Kirche ist damit die wichtigste, wenn nicht sogar die einzige relevante Organisationsform für die Schwarzen Großbritanniens geworden, was aber weder die weißen Christen, noch die Politiker und die Stadtverwaltungen daran hinderte, diese großzügig zu ignorieren.

Merkwürdig ist, daß die britischen Missionsgesellschaften, die weltberühmt sind für ihre ökumenische und theologische Pionierarbeit in der Dritten Welt, die Möglichkeiten zu einem die Kirchen erweckenden interkulturellen Dialog im eigenen Land vollständig verschlafen haben. Auch die Sozialisten, die sich sonst nicht genug tun können in ihrer Kritik an Südafrika (und vor dem Wahlsieg Mugabes auch an Rhodesien), sind in ihrem eigenen Lande völlig unfähig, das kulturelle, politische und geistliche Führungspotential dieser Kirchen zu erkennen. Dazu brauchte es zwei ausländische «Missionare». Die Rolle fiel einer deutschen Pastorin und mir, dem Schweizer Professor, zu. Wir entdeckten – sozusagen stellvertretend für die englische Christenheit, daß inmitten der verzagenden Engländer eine Erweckung im Gange war. Eine Erweckung «in schwarz».

Eine Schule für schwarze Arbeiterpfarrer

Mit der Hilfe einiger weniger Sozialarbeiter und Pfarrer und aufgrund der Forschungsarbeiten meiner Doktorandin *Roswith Gerloff* haben sich Kontakte ergeben, die Ansätze zu einem interkulturellen, theologischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Dialog enthalten. Der Britische Kirchenbund, die Selly Oak Colleges (ein Verbund verschiedener kirchlicher Seminare), die Universität Birmingham und das Evangelische Missionswerk in Hamburg (!) haben ihre Hilfe zugesagt. Für das letztere war das Auftreten eines in die Augen fallenden Kontingentes von schwarzen Sängern und Christen aus England an den letzten drei Kirchentagen der äußere Anlaß, sich etwas auführlicher mit diesen «schwarzen Engländern» zu befassen.

Fast alle schwarzen Gemeindeleiter sind Arbeiterpfarrer. Sie arbeiten während der Woche in Fabriken, als Busfahrer, Eisenbahnschaffner und Buchhalter. Übers Wochenende sind sie Pfarrer und Bischöfe. Einige von ihnen tragen dann wunderschöne liturgische Gewänder und Bischofshüte. Sie agieren mit Krummstäben, Kerzen und Glocken. Verglichen mit ihnen verblaßt der Ornat eines katholischen Kardinals.

Da diese Pfarrer und Bischöfe nur wenige Jahre Volksschulbildung haben, werden sie von den weißen Pfarrern und Christen nicht ernst genommen. An mehreren Sitzungen baten mich die Schwarzen, eine Schule für sie einzurichten, an der sie nicht nur etwas lernen, sondern von der sie auch einen in der englischen Gesellschaft gültigen Bildungsausweis erhalten können.

Wir mußten daher ein Programm erfinden, das für die Schwarzen sinnvoll war und von der Universität als wissenschaftliche Ausbildung anerkannt wurde. Die Schule wurde als Wochenendkurs mit Dozenten der Universität und der Selly Oak Colleges eingerichtet. Sie arbeitet nach den Prinzipien des berühmten brasilianischen Pädagogen *Paulo Freire* (schließlich habe ich nicht umsonst lange Jahre mit ihm im gleichen Hause gewohnt und in der gleichen Institution, dem ökumenischen Rat der Kirchen in Genf, gearbeitet). Das heißt: die Sprache, die Vorstellungswelt und die Erfahrungen der Kursteilnehmer bilden die Grundlage für die Ausbildung.

Die Paulo-Freire-Methode auf das Fach «Mission» des Kurses angewandt bedeutet: Es wird von der Geschichte und Erfah-

rung der schwarzen Kirchen, von der Erfahrung der Sklaverei, der Erfahrung der Kirche als «Ort des Überlebens», der Mission der schwarzen Kirchen im weißen England ausgegangen. In den biblischen Fächern wird bei den erstaunlichen Bibelkenntnissen der Teilnehmer, bei dem ihnen bekannten biblischen Vokabular eingesetzt, aber auch bei den differierenden Interpretationen über das Fasten, die Fußwaschung, die Visionen, das Zungenreden vor allem zwischen afrikanischen und westindischen Kursteilnehmern und gezeigt, daß nicht erst heute, sondern schon in neutestamentlicher Zeit die Meinungen über diese und andere Frömmigkeitsformen geteilt waren. Dies läßt die Teilnehmer die historisch-kritische Forschung nicht als ein ihnen fremdes, europäisches, einzupaukendes Fach erfahren, sondern als ein wichtiges Interpretament im Umgang mit ihren eigenen Differenzen.

Ähnlich wird auch das Fach «Christliche Glaubenslehre» unterrichtet. Gottesdienst, Gebet, Lied und Zeugnis sind in dieser Schule so wichtig wie Vorlesung und Examen. Als ich meinen Kollegen an der Universität den Vorschlag machte, den Unterricht regelmäßig mit Gebet und Lied zu beginnen, am Samstagabend immer ein öffentliches Bankett einzuschalten, das Wochenende mit einem Gottesdienst entweder in einer schwarzen oder in einer weißen Kirche abzuschließen und all dies als integrierende, didaktische Elemente des Unterrichts bezeichnete, erntete ich wohlwollendes Lächeln. Man erinnerte mich daran, daß wir hier an einer völlig säkularisierten Universität unterrichteten. Ich begründete mein Vorgehen mit dem Hinweis darauf, daß für die Schwarzen eine Rede über Gott ohne Rede mit Gott, eine Analyse biblischer Texte ohne Tanz, Lied und Zeugnis, eine Untersuchung der schwarz/weißen Sozialstrukturen ohne interkulturelle, versöhnende Feier unvorstellbar sei. Unterdessen fragten mich meine weißen Universitätsstudenten: Warum dürfen wir nicht so unterrichtet werden wie die Schwarzen? – Nach zweijähriger Tätigkeit liegen die Examensergebnisse vor. Sie sind erstaunlich gut ausgefallen.

Durchs Dach gebrochen

Roswith Gerloff, die Leiterin des Projektes, faßte ihre Erfahrung in einem biblischen Bild zusammen: Die Freunde des gelähmten Mannes im Evangelium brachen durchs Dach, weil sie davon überzeugt waren, daß dieser Mann Hilfe brauchte und daß Jesus im Hause war. Auch wir sind auf unziemliche Weise «durchs Dach gegangen», haben benachteiligte Menschen protegirt, weil wir von ihrem spirituellen und intellektuellen Potential überzeugt sind, und davon, daß Christus in unseren kirchlichen und universitären Hallen noch ein Wort mitzureden hat. Das war nicht der Glaube an die Güte der Institutionen oder ihrer Träger. Doch hat es dann in diesem Prozeß so etwas wie Bekehrungserlebnisse gegeben, angeblich unkritischer Studenten zu einem klaren Denken, und angeblich unfrommer akademischer Lehrer zu einem erfahrbaren Glauben.

Nicht alle sind begeistert darüber, daß wir durchs Dach gebrochen sind. Schließlich haben sich schon zur Zeit Jesu die Schriftgelehrten und Pharisäer über diese Unterbrechung ihrer religiösen und wissenschaftlichen Disputation geärgert. Im Falle der schwarzen Schule in Birmingham kam der Widerstand nicht, wie man vielleicht erwarten möchte, von den Universitätslehrern. Diese haben zuerst skeptisch, dann interessiert zugeschaut und schließlich ihre Mithilfe angeboten. Er kam von denen, die sonst am lautesten «für die Mission» und «für die Benachteiligten der Dritten Welt» schreien, nämlich von einigen Kollegen an den Selly Oak Missionsinstituten, von den Missionsgesellschaften und den Kirchen.

Drei Beispiele: Es war ja selbstverständlich, daß diese schwarze Schule möglichst bald auch schwarzes Personal anstellen mußte. Wir machten einen Anfang, indem wir eine schwarze Sekretärin einstellten. Als sie am ersten Tag erschien, wurde sie kritisch aufs Korn genommen: Ob sie denn überhaupt schon je

einmal in einem Büro gearbeitet habe? Ob sie eine Ahnung von einem modernen Bürobetrieb habe? Tatsächlich hatte sie vorher auf einer britischen Bank gearbeitet und war eine ausgebildete Sekretärin.

Als die Ölkrise auch die Selly Oak Colleges traf und diese Heizöl sparen mußten, fiel dem neugewählten Präsidenten dieser Institution, John Ferguson, nichts Gescheiteres ein, als die Ausquartierung der Schule zu verlangen, und dies, obschon das Projekt den Selly Oak Colleges die handelsüblichen Mietzinse bezahlen muß. Als ihm darauf Vorhalte gemacht wurden, meinte er: Wir, das heißt die Initianten und Studenten der Schule, könnten ja selber ein Schul- und Verwaltungsgebäude aufstellen! Als ob die sowieso schon Benachteiligten zu solch kapitalintensiven Anlagen fähig wären!

Es wird immer klarer, die englischen Kirchen (mit Ausnahme der Reformierten Kirche und den Quäkern) haben bis heute jede denkbare Ausrede benutzt, um das Projekt finanziell nicht zu unterstützen. Während einzelne Christen und Gemeinden mehr als das Zumutbare an Beiträgen und Mitarbeit leisten, versuchen die kirchlichen Institutionen, inklusive die Komitees für rassische Gerechtigkeit, die Missionsgesellschaften und «Christian Aid», sich von der Sache so gut wie möglich zu distanzieren. Vielleicht gibt die folgende Analyse Auskunft über die Gründe.

Das Experiment und seine Beurteilung

Das Folgende ist ein Auszug aus einer Analyse, die ich im Auftrag des Britischen Kirchenbundes schrieb, die aber schließlich von diesem nicht gedruckt wurde, weil er die darin implizierte Kritik, insbesondere diejenige an den «sozialistischen Institutionen», für zu riskant hielt.

«Als wir unser Versuchsprojekt «A Small Beginning» lancierten, gab es wohlwollendes Lächeln von denen, die glaubten, daß die Wurzel allen Übels der Kapitalismus – oder «das System», wie sie es zu nennen pflegten – sei und daß eine theologische Schule für notorisch konservative Arbeiterpfarrer aus notorisch konservativen schwarzen Kirchen (so sahen sie die Sache) höchstens Flickwerk und Symptombehandlung war und das Übel nicht an der Wurzel angehe. «Revolution» oder zum mindesten ein «revolutionärer Kampf» war der Schlachtruf dieser Kritiker. Sie hatten ihn von einer Handvoll schwarzer Universitätsstudenten gehört, die aber mit der schwarzen Basis überhaupt keine Verbindung hatten.

Schließlich aber überlegten sie sich ihre «Revolution» noch einmal. Es mußte ja auch den überzeugtesten Sozialisten klar werden, daß die Organisationen, die die lautstärkste «revolutionäre Sprache» führten, nämlich die Parteien der Linken und die Gewerkschaften, keineswegs in der Lage waren, in ihren eigenen Reihen auch nur den Anschein von rassischer Gerechtigkeit zu erwecken. Bis jetzt hat noch keine Linkspartei einen schwarzen Parlamentarier und noch keine Gewerkschaft einen schwarzen Gewerkschaftsführer auch nur zur Wahl vorgeschlagen. Die Revolutionäre sind ebenso konservativ wie die Konservativen, wenn es um die Konservierung ihrer eigenen Privilegien geht, wenn es darum geht, nicht nur zugunsten der Schwarzen zu reden, sondern die Schwarzen für sich selber reden zu lassen.

Es ist wahrscheinlich der wichtigste Aspekt theologischer Ausbildung, dem Volke Gottes zur Fähigkeit zu verhelfen, seine Religion klar und verständlich zu artikulieren. Wenn die schwarzen Christen ihre religiösen Aspirationen und Werte ausdrücken können, dann wird es nicht lange gehen, bis sie dasselbe Können auch brauchen werden, um ihre gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Ansichten zum Ausdruck zu bringen. So werden sie dann nicht zum Manipulationspotential irgendeiner sogenannten revolutionären Demonstration, sondern sie demonstrieren selber ihre Position in den ihnen angemessenen Kategorien.

Es ist verständlich, daß einige weiße Christen und Pädagogen sich vor den Konsequenzen des Experiments schwarzer Ausbildung fürchten. Es könnte nämlich dazu führen, daß die schwarzen Kirchenführer bis jetzt unbestrittene Voraussetzungen im Reiche der Wissenschaft bestreiten. Sie könnten neue Konzepte und Kompetenzen einführen, die bis jetzt in der akademischen Welt nicht nur abwesend waren, sondern die bis jetzt von ihr durchaus lächerlich gemacht wurden. Wenn diese aber in kompetenter Weise dargestellt und angewandt werden, könnten sie von vitaler Wichtigkeit sein, nicht nur für schwarze Studien, sondern für die wissenschaftliche Arbeit schlechthin. Die Einführung solcher Kompetenzen würde allerdings die Hackordnung in der akademischen Welt empfindlich stören. Darum werden sie gefürchtet.

Schwarze Kompetenz und interkulturelle Theologie

Wenn aber die Einführung von signifikanten schwarzen Elementen in den europäischen Wissenschaftsbetrieb gelingen sollte, so wäre dies der Anfang einer «cross-cultural» Ausbildung, einer interkulturellen Theologie. Es wäre nicht die erste solche Ausbildungsform, denn ähnliche Versuche gibt es bereits in den Vereinigten Staaten von Amerika. Aber es wäre die erste in ihrer Art in Europa und würde europäische Wissenschaft auf ihre interkulturelle Kompetenz hin testen und ausweiten. Auf der theoretischen Ebene ist über diese Möglichkeit schon viel geschrieben worden. Man denke nur an Illich und Freire. Bis jetzt aber gibt es in Europa keine wirklich durchgeführten Programme. Mit anderen Worten: Dieses Experiment trägt in sich den Kern zu einer wissenschaftlich vertretbaren «Arbeiteruniversität» (über die sonst viel geredet wird, die sich aber bis jetzt nie realisieren ließ), ohne daß die «Studenten» dazu gezwungen würden, die Kompetenzen ihrer Arbeiterkultur aufzugeben.

Meines Erachtens ist es allerdings wahrscheinlicher, daß das Experiment nicht gelingen wird. Es bedroht zu viele Privilegien und Interessen der Kirchen und der akademischen Welt. Es ist aber so gut wie sicher, daß das Experiment den Nachweis erbringen wird, daß es wissenschaftlich möglich ist, «schwarze Kompetenz» in eine europäische akademische Institution zu integrieren, ohne die Träger der schwarzen Kompetenz ihrer Kompetenz zu berauben. Aber das Experiment wird vermutlich auch zeigen, daß der Grund für die Rückweisung schwarzer Kompetenz gar nicht wissenschaftlicher, sondern kirchen-, gesellschafts- und universitätspolitischer Art ist. Als Ausrede kann man auf universitätspolitischer Ebene den Niedergang des wissenschaftlichen Standards beklagen. Auf gesellschaftspolitischer Ebene kann man auf das Element der «Unruhe» hinweisen, und kirchenpolitisch kann man sich hinter der Beunruhigung der schweigenden Mehrheit durch die schwarzen Frömmigkeitsformen verstecken. Das sind alles Ausreden, die psychologisch verständlich sind. Rational aber sind sie nicht verständlich. Das wissenschaftliche Niveau kann durch die Integration schwarzer Kompetenz nur gehoben werden. Gesellschafts- und kirchenpolitische Unruhe sind keine Gründe für die Zurückweisung eines Modells, sondern höchstens Gründe, sich darüber Gedanken zu machen, wie man mit solcher Unruhe kreativ umgeht. Kurz und gut: In Gefahr sind weder Kirche, noch Staat und Universität. In Gefahr sind aber die Privilegien und Interessen derer, die nur in mono-kulturellen Kategorien arbeiten können.

Wenn diese Analyse einigermaßen zutrifft, dann hat der theologische Kurs für schwarze Arbeiterpfarrer an der Universität Birmingham wenigstens die Maske vom Gesicht jener gerissen, die für die Schwarzen sprechen, solange diese in Simbabwe, Südafrika, Nordafrika und der Karibik bleiben, die aber sehr nervös werden, wenn die selben Schwarzen ihre schwarze Kompetenz im Rahmen eines Systems beizutragen gedenken, das gegenüber den Kompetenzen aus anderen Kulturen äußerst resistent ist.»

Wie gesagt, der obige Text wurde nicht gedruckt, obschon er von mir angefordert worden war. Es ist halt immer leichter, den Amerikanern, den Südafrikanern, den Kapitalisten und den Schweizer Banken, kurz «den andern», am Zeug herumzuflicken, als seine eigenen Vorurteile kritisch unter die Lupe zu nehmen.

Und wo bleiben die Katholiken?

Am Schluß dieses Artikels frage ich mich, warum ich eigentlich in diesem Zusammenhang die katholische Kirche nicht erwähnte. Vielleicht ist der Grund der folgende: Die katholische Kirche ist in England ebenfalls eine «Immigrantenkirche». Aber die Katholiken sind Immigranten besonderer Art, vor allem Iren und Polen. Daneben gibt es noch eine kleine Minderheit englischer katholischer Aristokraten. Bis jetzt ist es nicht gelungen, irgendwelche Beziehungen zwischen den verschiedenen Immigrantengruppen herzustellen. Die Vorurteile sind hier besonders groß.

Alles, was ich bis jetzt erreichen konnte, war, katholische Gastdozenten in die schwarze Schule einzuladen. Einige unserer schwarzen Arbeiterpfarrer waren nämlich der Meinung, die Katholiken seien sowieso keine Christen. Die katholischen Gastdozenten andererseits dachten, die Schwarzen seien liturgische Anarchisten. Gottesdienstbesuche bei den Schwarzen und Diskussionen mit den katholischen Dozenten bauten die krassesten Vorurteile rasch ab. Doch welches wäre der nächste Schritt?

Walter J. Hollenweger, Birmingham

Literatur: R. Gerloff/M. Simmonds, Learning in Partnership (London, British Council of Churches), 1980.



Die Ökumenische Initiative «Eine Welt» ist eine Lernbewegung, deren Teilnehmer einen neuen Lebensstil suchen und in ihrem persönlichen Leben wie durch politische Arbeit für Partnerschaft mit der Dritten Welt und für die Lebensmöglichkeiten der kommenden Generationen eintreten. In ihr haben sich bisher vor allem Christen beider Konfessionen zusammengeschlossen, die sich um Zusammenarbeit mit allen bemühen, die dieselben Ziele verfolgen.

Wir suchen jetzt eine(n)

hauptamtliche(n) Mitarbeiter(in)

der/die mit anderen, ehrenamtlich Tätigen die zentrale Geschäftsstelle führt. Er/Sie soll vor allem die regionalen Aktivitäten integrieren, die Zusammenarbeit mit verwandten Gruppen organisieren und die Publikationen der Initiative betreuen.

Vergütung nach Absprache (ggf. bis BAT IIa).

Bewerbungen werden bis 15. Oktober erbeten an die Koordinationsgruppe der Initiative, Postfach 1227, D-3008 Garbsen 1.

BISCHOFSSYNODE OHNE DIE BETROFFENEN?

«Am Schluß sind wir jedesmal verwirrt. Wie soll's weitergehen?» Dieses Abschiedswort nach der letzten Welt-Bischofssynode (1977) aus dem Mund eines ihrer engagiertesten und leitenden Mitwirkenden, Kardinal *Aloisio Lorscheider*, sei an den Anfang der Vorschau auf die am 26. September beginnende fünfte «Generalversammlung» gestellt. Denn in der Tat: *jedesmal* konnte man am Schluß von kompetenter Seite mehr oder weniger dezidiert vernehmen, so wie bisher könne es *nicht* weitergehen. Die Kritik betraf immer wieder sowohl die Struktur wie den Ablauf und das Verfahren. Aber zu Beginn der jeweils nächsten Versammlung war wieder alles beim alten. In unserem eigenen Schlußbericht haben wir vor drei Jahren die wichtigsten von Synodenvätern selber geäußerten Reformvorschläge zusammengefaßt. Wir drucken sie hier nochmals ab (vgl. *Kasten*). Es wird sich dann wohl schon in den ersten Tagen zeigen, ob für diesmal Verbesserungen in die Wege geleitet wurden.

Aus Erfahrung lernen

Gewisse Hoffnungen auf einen sinnvolleren und zielstrebigeren Ablauf sind gleich nach der Wahl von Papst Johannes Paul II. laut geworden. Sie stützten sich auf die Tatsache, daß der neugewählte Pontifex nicht nur seinen Aufstieg bzw. sein Bekanntwerden zur Hauptsache dem Podium der Bischofssynode verdankt, sondern daß er dort auch schon eher leidvolle Erfahrungen gemacht hat, und zwar, als er 1974, wie Kardinal Lorscheider bzw. zusammen mit ihm, für sie arbeiten mußte.

Wessen Erwartungen allerdings noch weitergingen und zwar in Richtung auf eine Aufwertung der Bischofssynode bzw. eventuell des von ihr gewählten «Rats» (*Consilium*) zu einer effektiven kollegialen Beteiligung an Entscheidungen und Leitungsaufgaben in der Kirche, ist in der Zwischenzeit wohl ziemlich ernüchtert worden. Zur Besprechung aktueller Probleme in der Kirche hat der Papst nämlich vor einem Jahr nicht etwa den Synodenrat, sondern das *Kardinalskollegium* zusammengerufen, und wenn es irgendwo eine Aufwertung im Sinne der Regierungsberatung gab, so betraf sie eben dieses in den letzten Jahrhunderten nur noch für die Wahl des Papstes zuständige und in rein zeremoniellen «Konsistorien» in Erscheinung tretende Gremium.

Unter dem Oberbegriff «Bischofssynode» und mit Hilfe des Instrumentariums ihres ständigen Generalsekretariats hat es freilich zu Beginn dieses Jahres die Neuerung von zwei «Spezialsynoden» mit den Bischöfen der *niederländischen* und der *ukrainischen* Kirche gegeben. Abgesehen davon, daß bei dieser Gelegenheit erstmals der neue ständige Generalsekretär der Bischofssynode, der Slowake *Jozef Tomko*, in Erscheinung trat (er löste den zum Kardinal erhobenen Polen *Wladyslaw Rubin* ab), sollte man aber aufgrund der zwei umstrittenen Versuche zur Bewältigung eines konkreten, vornehmlich personellen Konflikts auf Bischofsebene wohl nicht allzuviel Prognosen über einen allenfalls veränderten Stil der Weltsynode anstellen. Modelle für das Verfahren ließen sich eher von der «dynamischen» Kommissionsarbeit auf der großen lateinamerikanischen Bischofsversammlung von *Puebla* entleihen, wo man zudem (wie in Rom noch ausgeprägter) mit einer gewissen Sprachvielfalt zu Rande kommen mußte. Verlautet ist aber bisher nicht das Geringste von einer solchen Auswertung der *Puebla*-Erfahrungen von 1979 im Hinblick auf Rom 1980.

Zu hoffen ist, daß mindestens die *negative* Erfahrung, die sowohl in *Puebla* als auch auf der *Holland-Synode* die Vermittler zur Öffentlichkeit machen mußten, sich diesen Herbst nicht wiederholt. Man möchte doch meinen, daß der jetzige Papst, von dem es immer wieder heißt, daß er vor einem breiten Publikum «Sicherheit und Zuversicht» ausstrahle, und der ja auch persönlich gleich nach seiner Wahl mit seiner improvisierten «wandelnden Pressekonferenz» bestimmte Erwartungen weckte, endlich den Bann breche und den Wall von Angst und Mißtrauen wieder abtrage, der rund um die jüngsten Bischofsversammlungen aufgeschichtet wurde. Andernfalls müßte man einmal mehr fragen, ob eine vor lauter Abgeschlossenheit kommunikationslose Synode überhaupt noch ihren traditions- und sinnreichen Namen verdient. Denn nicht in einer allenfalls zu «dramatischen» Information liegt inzwischen die Gefahr, sondern im Desinteresse und im Vorgefühl von Langeweile, das sich ob

der gedrosselten Information mit dem Namen Synode verbindet. Wer wird überhaupt noch auf sie hören, wenn der Prozeß ihrer Meinungsbildung nicht mitverfolgt und mitvollzogen werden kann?

Thema «Familie» und erste Konsultation

Die Sorge um eine möglichst offene Kommunikation legt sich erst recht nahe, wenn wir das *Thema* der diesjährigen Bischofssynode ins Auge fassen: «*Die Aufgabe der christlichen Familie in der heutigen Welt*». Das geht nun ja fürwahr nicht nur Bischöfe etwas an, ja man mag mit Recht fragen, ob sie die Erstberufenen sind, um darüber zu befinden.

Immerhin ist zu bemerken, daß das Thema «Familie» nicht erst vom jetzigen Papst zum Traktandum erhoben wurde. Nach mehreren erfolglosen Vorstößen vor allem von afrikanischer Seite und nach einem Dezennium, währenddessen angeblich jede Problematik um «*Humanae vitae*» im Vatikan tabu war, hat noch Papst Paul VI. gefolgt von Papst Luciani den Bitten der Mehrheit der Bischofskonferenzen entsprochen. Ferner hat noch der frühere Generalsekretär Msgr. Rubin am 20. Juni 1979, zehn Tage vor seiner Kardinalsernennung, eine vorbereitende *Diskussionsskizze*, die sogenannten *lineamenta*, der Presse vorgestellt und auf dieser Pressekonferenz eine breite Konsultation von Priestern und *Laien* durch die Bischöfe empfohlen.

Wunschzettel für Bischofssynode

Bei einem am Ende der Bischofssynode 1977 von Erzbischof *Etcheberry* (heute Kardinal) veranlaßten *kritischen Rückblick* auf den Arbeitsablauf wurden im Plenum folgende *Verbesserungsvorschläge* für die Zukunft zusammengetragen:

► Der zur Vorbereitung gewählte «Rat» soll auch noch während der Synode im Amt sein. Tatsächlich wäre er dies nach der schriftlichen Geschäftsordnung (§ 4) bis zur Wahl des nächsten «Consilium»; aber de facto hat «man» ihn jeweils auf Beginn der Synode ausgeschaltet. (Sinnvollerweise würde auch das Präsidium aus diesem Rat genommen: es wäre dann mindestens mit der Thematik vertraut und könnte sich dementsprechend in der Führung des Ganzen eher etwas zutrauen!)

► Die Bischofskonferenzen sollten ihre Eingaben zum Thema nicht nur dem zentralen Sekretariat, sondern auch einander zur Verfügung stellen (Damit wird die Schwäche aller nachkonziliaren «Umfragen» der Kurie signalisiert: es fehlt die «horizontale» Kollegialität!). Auch das «Arbeitsinstrument» sollte den Bischofskonferenzen schon zum voraus zur Diskussion zur Verfügung stehen, damit die Interventionen darauf bezogen werden können.

► Die «Arbeitskreise» (*Circuli minores*) sollten nicht nach Sprachen (und innerhalb derselben nach Alphabet!), sondern nach «soziologischen Situationen» und entsprechenden Interessen gruppiert werden.

► Für die Wahl des «Consilium» sollen innerhalb der «Kontinente» (aus denen je drei Bischöfe zu wählen sind) Listen aufgestellt werden: so soll die chronische Verzettelung der Stimmen vermieden und eine bessere Repräsentation erreicht werden. (Wer dächte hier nicht an die erste Konzilssitzung: die elementarsten Dinge müssen offenbar für die Synode neu «entdeckt» – oder erstritten? – werden.)

► Zur Erleichterung der Kontakte soll allen eine Liste der römischen Adressen der Teilnehmer ausgehändigt werden. (Vgl. Orientierung 1977, S. 234)

Eine offizielle Veröffentlichung des Konsultationsdokuments ist allerdings nicht erfolgt. Ja, als wir hernach beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn anfragten, erhielten wir die Auskunft, die Deutschen Bischöfe betrachteten die «Lineamenta» als nur an die Bischöfe gerichtet – sie seien deshalb lediglich inoffiziell noch an das Zentralkomitee der deutschen Katholiken zur Beratung in einem Sondergremium geleitet worden. In der Schweiz erwog man zuerst eine Beratung in den diözesanen Seelsorgeräten, erachtete dann aber die Zeit für einen solchen Vorgang ob verschiedener Umstände als zu kurz. Offenbar wollte man aber auch eine öffentliche bzw. veröffentlichte Kritik an den Lineamenta vermeiden: Den konsultierten Fachgremien in der Schweiz wurden jedenfalls nicht diese selbst, sondern nur einige Fragen zugestellt.

Veröffentlicht wurde hingegen eine englische Textfassung, und zwar in *The Tablet* vom 30. Juni 1979. Dieses katholische Wochenblatt hat sodann eine ganze Serie von Artikeln über jene Probleme gebracht, die nach Ansicht der Redaktion vom Konsultationsdokument «unterschätzt» wurden und auf der Bischofssynode mit dem nötigen «Realismus» zur Sprache gebracht werden sollten. Nach mehr Realismus riefen dann auch Eingaben verschiedener Organisationen und Bewegungen nicht zuletzt von *Frauen*, zum Teil auf europäischer Ebene. Es wurde davon aber kaum etwas bekannt, so wenig wie die Reaktionen der Bischofskonferenzen bzw. deren Fach- und Pastorkommissionen. Als Beispiel einer solchen geben wir auszugsweise ein Papier der *Brasilianer* wieder (vgl. *Kasten*).

Das vorbereitende Arbeitspapier

In diesem Sommer ist nun ein zweites Dokument, das sogenannte «Arbeitspapier» (*instrumentum laboris*) für die Bischofssynode, von Rom aus versandt worden. Es ist, wie es in der Überschrift heißt, «zum Gebrauch der Synodalen der Fünften Vollversammlung» bestimmt und offenbar nur diesen inzwischen gewählten bzw. designierten Bischöfen zugesandt, andererseits aber auch mit keinem Vermerk wie «reservatum», «vertraulich» oder dgl. versehen worden. Die Eingabe der brasilianischen Bischofskonferenz hatte am Schluß den ausdrücklichen Wunsch geäußert, das Papier solle *allen* Bischöfen zugeleitet werden, damit alle an der Konsultation Beteiligten die Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit sähen und die Bischöfe daheim – samt ihren Priester- und Laiengruppen – dem Gang der Synode inhaltlich besser folgen könnten.

Das Arbeitspapier umfaßt 83 Druckseiten. Ein erster *Vergleich mit den Lineamenta* ergibt, daß sowohl der Grundaufbau wie ganze Passagen gleich geblieben sind, daß aber auch größere völlig neue Abschnitte aufgenommen und andere aus den Lineamenta weggelassen wurden.

Der Grundaufbau gliedert sich in drei Teile:

- Die Lage der Familie in der heutigen Welt
- Die Absichten Gottes mit den heutigen Familien
- Pastorale Probleme

► Der *erste Teil* hat im Arbeitspapier die größte Ausweitung erfahren. Hier liest man neu ein ganzes Kapitel über die Dynamik des sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Wandels, in welchen die Familie einbezogen ist. Da ist ebenso von der Ernährung und den Wohnverhältnissen wie von Arbeitslosigkeit, außerhäuslicher Erwerbsarbeit und Frauenemanzipation die Rede, da wird die Rolle der Humanwissenschaften und die Erforschung bzw. heutige Einschätzung der Sexualität bedacht, da gibt es einige Hinweise auf die nicht nur moderne, sondern zum Teil von alten Kulturunterschieden (Afrika!) stammende Vielfalt ehelichen, eheähnlichen und vorehelichen Zusammenlebens, und da gelangt schließlich auch die wachsende Verbreitung von Familienplanung und Empfängnisverhütung, von Scheidung und Abtreibung ausführlicher als in den Lineamenta zur Darstellung.

► In den Lineamenta trug der *zweite Teil* noch den Titel: *Fragen der Doktrin hinsichtlich Ehe und Familie*, und es wurde einleitend in zwei längeren Abschnitten die «Verantwortung des Lehramts für alle Aspekte von Ehe und Familie als Bund» und die «spezielle Verantwortung des Lehramts für den Bund der sakramentalen Ehe» herausgestellt. Diese beiden Abschnitte sind jetzt weggelassen. Die Kapitelüberschriften sowie die Untertitel sind völlig verändert, was nicht in gleicher Weise vom Inhalt gilt. Die Überschrift zum dritten Teil lautete in den Lineamenta noch sozusagen gleich wie der Titel des ganzen Papiers: «Die Aufgabe (munus) der christlichen Familie» (im englischen Text mit *role* – «Rolle» übersetzt).

► Die Gliederung dieses *dritten Teils* ist ebenfalls erheblich verändert, sodaß ein detaillierter Vergleich der beiden Papiere erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Was auffällt, ist, daß nun die zwei vorletzten Abschnitte die Aufgabe zur Vorbereitung auf die Ehe und die Formung von Seminaristen, Ordensleuten, Laien usw. im Hinblick auf die Familienpastoral behandeln und daß ein (neuer) letzter Abschnitt drei «schwierigere Fälle» für die pastorale Praxis herausgreift:

- Die freie Verbindung und die «Probeehe» (*ad experimentum*)
- Die Wiederverheiratung Geschiedener
- Die wachsende Zahl von Abtreibungen

Dieser Schlußabschnitt kehrt damit zum ersten beschreibenden Teil über die heutige Lage der Familie zurück. Was dort mehr aufgezählt wurde, wird jetzt etwas ausführlicher dargelegt. Soweit von «Lösungen» dieser Probleme die Rede ist, vernimmt man allerdings eher, worin die Lösung *nicht* bestehe. Zum Beispiel heißt es hinsichtlich der *wiederverheirateten Geschiedenen* am Schluß:

«Somit darf man die ganze Frage nicht so stellen, als ginge es bloß um das, was die Kirche außer bei Erfüllung der erforderlichen Bedingungen nicht zugestehen kann: die Zulassung der in dieser Verfassung Lebenden zur Eucharistie.»

Bei einer solchen Bemerkung, die offensichtlich die Diskussion steuern, bzw. die bisher meistdiskutierten Punkte, nämlich das «Können» oder «Nichtkönnen» der «Kirche» sowie die «erforderlichen Bedingungen», als indiskutabel und bereits entschieden aus ihr ausscheiden will, fragt man sich, welche *Funktion* nun eigentlich dieses Arbeitspapier haben soll.

Ein «Instrument» wozu?

Darüber wird in einem *Vorwort* folgende Auskunft gegeben: Das Arbeitspapier soll den Synodalen in ihrer Diskussion als «Leitlinie» dienen. Diese sei, so heißt es, den Antworten auf die Lineamenta entnommen, die man in eine «gewisse Ordnung» gebracht habe.

Das klingt nun ja so, als ob die verschiedenen «Antworten» ohne größere Schwierigkeiten auf einen Nenner bzw. eben auf eine «Linie» und in eine «gewisse Ordnung» zu bringen waren. Der Text fährt dann aber weiter:

«Es handelt sich somit um ein einfaches Instrument zur Meditation und Diskussion auf der Synode in der Weise, daß die Aufmerksamkeit der Väter stets *nicht auf den Text* sondern auf das, was zum Wohl der Familie zu raten und zu tun ist, gerichtet sein soll.»

Deshalb, so heißt es weiter, würden die Fragen in ihm «nicht immer gelöst», sondern «*offen gelassen*». Es handle sich ja auch nicht um den Entwurf für ein synodales Schlußdokument, vielmehr verliere das Arbeitspapier mit dem Ende der Synode jede Bedeutung (wörtlich: es «stirbt» mit der Synode), weshalb man sich nicht bei Verbesserungsvorschlägen und Anmerkungen zu ihm aufhalten solle. «Erst recht», so endet die Ermahnung, sei es «völlig überflüssig», noch weitere Bemerkungen zum Text der Lineamenta zu machen.

Hier erfährt man also unter der Hand und in negativer Form etwas zum Ablauf und Verfahren der kommenden Synode: Weder das Konsultations- noch das Arbeitsdokument bilden als «Texte» die Diskussionsgrundlage. Da fragt sich aber erneut, was sie sollen. Seinerzeit am Schluß der Synode von 1977 meinte mindestens Kardinal Lorscheider, die Arbeiten, d. h. sowohl die Interventionen im Plenum wie die Diskussionen in Gruppen, sollten sich viel strikter auf *vorgelegte Texte* beziehen, sei es zuerst auf das «Arbeitsinstrument», sei es auf einen späteren Entwurf, z. B. für eine «Botschaft».

Es erhebt sich dann ja auch die praktische Frage, wie die Vertreter der Bischofskonferenzen im Sinne der zuhause kollegial geführten Beratungen ihr Votum für das Plenum formulieren sollen: Die kollegiale Arbeit hat sich eben doch auf den Text der Lineamenta bezogen. Freilich läßt sich hier nochmals auf Puebla verweisen: Dort wurden tatsächlich beide vorausgegangenen Dokumente zunächst beiseite gelegt und die Arbeit (an einem neuen, dritten Dokument) von vorn begonnen. Diese war aber dermaßen auf die Kommissionen konzentriert, daß nach Auskunft (u. a. wiederum von Kardinal Lorscheider) das Plenum ungebührlich zu kurz kam und wesentliche drängende Fragen überhaupt unter den Tisch fielen.

Die brasilianische Kirche zu Problemen der Familie

Die brasilianische *Bischofskonferenz*, eine der bedeutendsten der Weltkirche, hat zur Thematik der bevorstehenden Bischofssynode eine zwanzigseitige Eingabe erarbeitet. Sie stellt die breitere Entfaltung von 25 knapp gefaßten Empfehlungen ihrer Nationalen *Pastoralkommission* dar, von denen wir im folgenden einen Auszug bringen. Alle diese Sätze sind praktisch auch in die Eingabe eingegangen, teilweise mit verschärfenden Zusätzen, wie hier an zwei Beispielen (in Klammern: BK) belegt wird. Untertitel und Übersetzung von uns. (Red.)

Neuinterpretation der Doktrin

(1) «*Sehen-Urteilen-Handeln*»: Diese methodische Anordnung mag beibehalten werden, doch müßte viel mehr auf den inneren Zusammenhang der drei Schritte (bzw. Teile) geachtet werden. Die pastoralen Empfehlungen sollten ja die Antwort auf die Herausforderung sein, die die Wirklichkeit – im Licht des Wortes Gottes beurteilt – darstellt. (BK 1: Die Darlegung der Doktrin kann nicht zeitlos und geschichtslos erfolgen.)

(2) Die *Sprache* des (ganzen) Dokuments sollte mehr pastoral als normativ sein. (BK: Als Ausgangspunkt wäre eine anthropologische und universell annehmbare ethische Überlegung vorzuziehen; was dann noch aus Bibel und Lehramt zu sagen ist, könnte darauf aufbauen. Sowohl im doktrinären wie im pastoralen Teil ist der *ökumenischen Dimension* Rechnung zu tragen. Es geht also auf der Synode um eine Neuinterpretation der Lehre von der Familie, die aber mehr innerhalb einer Sicht von Werthaftigkeit und Befreiung als von einer moralisierenden Warte aus erfolgen sollte.)

(5.3) Die innere Problematik der Familie in der heutigen Welt darf nicht auf die speziellen Probleme der abendländisch-kleinbürgerlichen Christenfamilie reduziert werden. Es gilt, die verschiedenen Formen von Familie einzuschätzen, wie sie wirklich sowohl in der kapitalistischen wie in der sozialistischen Welt existieren (die Familie im ländlichen und städtischen, im Arbeiter- und im Oberen-Mittelstand-Milieu usw.). Besonders halte man sich die Familienproblematik in der dramatischen Verflechtung mit der Lage der *Dritten Welt* vor Augen: Hier geht es um die große Mehrheit der Erdbevölkerung, wo die meisten Familien arm, unvollständig und kaum legalisiert sind, wo sie in wirtschaftlicher, sozialer, politischer und religiöser Marginalisierung leben.

Den Ursachen nachgehen

(5.2/4) Man bleibe nicht bei der bloßen Faktenbeschreibung stehen, sondern man versuche, sich auf die Analyse einzulassen und die Ursachen auszumachen. Gründe für die Auflösung der Familie sind unter anderem:

▷ Das schreiende Problem von *Grund und Boden* bzw. dessen Nutzung. Damit verbunden: Landflucht, gewaltige Bevölkerungsbällung am Rand der Städte und in bestimmten ländlichen Gebieten, wo es die Möglichkeit zu einer Familienstruktur mit menschlichem Gesicht einfach nicht gibt und wo folglich Kriminalität, Gewalt, Kinderverwahrlosung, Prostitution usw. gedeihen.

▷ Das Gewicht, das zumal der *Frauen- und Kinderarbeit* zukommt, insofern Frauen und Kinder damit in einen Zustand der Abhängigkeit und Unterdrückung geraten.

▷ Die unter dem Vorwand der Wirtschaftshilfe, in Wirklichkeit aus imperialistischen Handelsinteressen den Bevölkerungen aufgezwungene *Anti-Geburten-Politik* (BK spricht hier abschwächend nur von

«Programmen der Geburtenkontrolle» und erwähnt an anderer Stelle auch das bedrängende Problem der «*Bevölkerungsexplosion*»).

(5.5/6) Es ist eingehender zu erforschen, wie die *Konsumgesellschaft* die Frustrationen in der Familie verursacht. – Man verschaffe sich ein objektives Bild darüber, wie die moralische und religiöse Lage vieler Familien auch am Mangel einer Evangelisation liegt, die den *Glauben mit dem Leben verbunden* hätte.

Ein neues Familienbild

(5.8/9) Wir müssen versuchen, der Vorstellung von einer Familie mit neuer Gestalt und Physiognomie gerecht zu werden, indem wir – immer im Licht sowohl des evangelischen Ideals wie der Erfordernisse der Wirklichkeit – gewissen Phänomenen, wie dem *Befreiungsprozeß der Frau*, das nötige Gewicht beimessen. Dieser Prozeß macht es nämlich sehr dringlich, daß wir ein neues Verständnis von Vaterschaft und Mutterschaft sowie von der Rolle der Frau im Haus, in der Gesellschaft und in der Kirche gewinnen. – Zu beachten ist auch die Bedeutung der kirchlichen *Basisgemeinden*, wie sie zumal in ländlichen Gebieten und an der Peripherie der großen Ballungszentren blühen und sich ausbreiten und neue Formen der Sozialisierung zwischen den Familien (die ja ihr Kern sind) hervorbringen.

(7/9) Die theologische Reflexion über die Ehe muß sich in einem dynamischen Verständnis der Wirklichkeit inkarnieren und von den *Laien* als Protagonisten mitgetragen werden. – Die Ehe ist dabei nicht nur in ihrer gesellschaftlichen bzw. (sofern kirchlich) in ihrer sakramentalen, sondern auch in ihrer *weltlichen Dimension* zu sehen.

(12) Wert und Bedeutung der *Sexualität* verdienen es, positiv proklamiert zu werden, damit eine negative Konzeption, die im christlichen Milieu (und zumal in gewissen Kreisen der Geistlichkeit) immer noch sehr stark einer statischen und manichäischen Sexualethik Vorschub leistet, zugunsten einer aufgeschlossenen Pastoral überwunden wird.

Eigenstand der Familie in Gesellschaft und Kirche

(13/14) Eine echte Familienpastoral muß Bedingungen schaffen und Wege beschreiten, daß die Familie in eigener Initiative und Verantwortung die Evangelisation ihrer selbst in die Hand nimmt. – Die Familie muß in ihrem *Sein* als Rechtssubjekt anerkannt werden (Recht auf Existenzmittel, Recht auf Lebensraum bzw. «*Ambiente*», Recht auf das Private, Recht auf wirtschaftlich-soziale Planung und Recht auf politische Vertretung usw.). Das gegenwärtige, aus dem individualistischen Liberalismus überkommene Zivilrecht schützt lediglich die Interessen der einzelnen Individuen, aus denen sich die Familie zusammensetzt.

(18) Die Familie muß sich in der größeren Gemeinschaft, in die sie sich einfügt, artikulieren können. In diesem Sinn sollten die Massenmedien mehr auf die Familie als «*Zelle*» in der ländlichen und städtischen Arbeiterklasse eingehen. Und vor allem zwischen diesen Zellen sollten die Beziehungen ausgebaut werden, wie sie in den kirchlichen Basisgemeinden gelebt werden: so könnten sich neue Modelle für das Familienleben, für das Zusammenleben überhaupt und für eine Neustrukturierung der Gesellschaft entwickeln. – Innerhalb der Kirche wird die Familienpastoral sich in eine Gesamtpastoral einfügen haben. Dabei sollten die kirchlichen Dienste auf die Bedürfnisse der Familie eingehen, wie umgekehrt die Berufung dazu aus der Familie herauswachsen müßte. In dieser Perspektive ließe sich die Frage prüfen, ob nicht künftig eventuell die sakramentale *Priesterweihe Familienvätern* zu erteilen wäre.

Fast wie ein Konzilsbeschluß ...

Doch abgesehen von der nun so oder so vorgesehenen Arbeitsweise bleiben die oben zitierten Sätze auch erstaunlich, wenn man lediglich im Arbeitspapier, wie es vorliegt, weiterliest. Da gibt es nämlich Passagen, die sind schon so endgültig und feierlich formuliert, daß sie nicht nur für ein (den Papst beratendes) Synoden-Schlußdokument bestimmt zu sein scheinen, sondern geradezu wie ein Konzilsbeschluß klingen.

Als Beispiel sei ein Passus zur *Geburtenregelung* angeführt, der nach einem Abschnitt zum «*Problem*» die Überschrift «*Christliche Lösung*» trägt. Hier wird zunächst ein Satz aus der Pastoralkonstitution des Konzils (aber ohne die damalige Anmer-

kung!) über die «den Söhnen der Kirche nicht erlaubten, weil vom Lehramt in Erklärung des göttlichen Gesetzes mißbilligten Wege» herausgegriffen und erklärt, «dies» (nämlich die Erklärung und Mißbilligung) sei «jüngst erneut» in der *Enzyklika Humanae Vitae* geschehen, welche die «jahrhundertalte Tradition der Kirche bestätigt und in neuem Licht dargelegt» habe. Dann fährt der lateinische Text folgendermaßen fort:

«*Synodus firmissime credit hanc doctrinam magis magisque clarescere atque mentes evincere quo melius investigationi subiciatur. Iam hodie clarius vim suam prophetica ostendit: in dies enim evidentius fit quomodo personae humanae revera dignitas servari non possit nisi vitam inde ab ipsius scaturigine tuendo.*»

De valore ethico methodorum uti dicunt naturalium pro natalitatis regulatione minime dubitantes, ipsas magnopere commendant et non solum propter earum educativam efficacitatem in ordine ad intimiorem concordiam coniugalem fovendam et ad dimensionem difficilis sed nobilitantis asceseos totius vitae coniugalis instaurandam, sed etiam et praesertim ratione earum plenae congruitatis cum obiectivo ordine moralitatis.»

(Versuch einer Übersetzung:) «Die Synode ist der festen Überzeugung, daß diese Lehre (gemeint ist die Lehre von *Humanae Vitae*, *Red.*) in dem Maße einleuchtender und überzeugender wird, als sie immer besser zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird. Schon heute zeigt diese Lehre ihre prophetische Kraft deutlicher: denn von Tag zu Tag wächst die Einsicht, daß die Würde der menschlichen Person tatsächlich nicht gewahrt werden kann, wenn man das Leben nicht von seinem ersten Quellgrund an schützt.

Sie (wohl: Die Synodenväter) zweifeln nicht im mindesten am sittlichen Wert der sogenannten natürlichen Methoden der Geburtenregelung und sie empfehlen sie nachdrücklich, und zwar nicht nur wegen ihrer erzieherischen Wirksamkeit im Hinblick auf die Förderung einer vertieften ehelichen Harmonie und im Hinblick auf die Erneuerung der Dimension der schwierigen, aber adelnden Askese des gesamten ehelichen Lebens, sondern auch und vor allem wegen ihrer vollen Übereinstimmung mit der objektiven sittlichen Ordnung.»

Konfliktpunkte wurden nicht aufgedeckt

Angesichts einer solchen Sprache fragt man sich, was hier an «Lösungen» noch «offen» bleibt, und man fragt sich weiter, wo nun der ganze Hintergrund von Kollegialität geblieben ist, die im Fall von «*Humanae Vitae*» in tatsächlich verantwortlichen und verantworteten Äußerungen ganzer Bischofskonferenzen und seither in unserem Raum auch noch ganzer (von den Bischöfen mitgetragener und bestätigter) Synoden und auf großen Katholikenversammlungen in den *Vereinigten Staaten* und neuestens in *England* zum Ausdruck kam. Der Passus macht deutlich, was das Arbeitspapier nicht geleistet hat: Die Offenlegung, wo heute die Konfliktpunkte innerhalb der Kirche, ja auch innerhalb des Episkopats liegen. Oder muß man annehmen, mit der Konzilsgeneration sterbe von Jahr zu Jahr sowohl der eigene Mut wie das eigene Denken unter den Bischöfen aus, und es bewahrheitete sich das Gerücht, wonach seit 1968 überhaupt nur noch linientreue «*Humanae-Vitae*»-Anhänger zu Bischöfen ernannt worden sind, die nun nachgerade die Ober-

hand gewannen? Solche Vermutungen werden genährt, wenn zu vernehmen ist, daß ein Kardinal Felici (einst Generalsekretär des Konzils!) bei der Vorbereitung dieser Synode im Consilium einen Amtsbruder schroff als «antipäpstlich» abqualifiziert hat, nur weil dieser es selbstverständlich fand, daß im Rahmen der Familienthematik auch die Geburtenregelung bzw. «*Humanae Vitae*» erneut zur Sprache komme.

Das «erneut» ist übrigens nicht ganz genau: Da dieses spezifische Thema ja gerade aus den Konzilsverhandlungen ausgegrenzt und, wie die offizielle Anmerkung zum Konzilstext sagt, einer «päpstlichen Kommission» zur Beratung übertragen worden war, ist die kommende Synode überhaupt der erste Anlaß, bei dem auf Weltebene die Bischöfe gemeinsam zu diesem Thema Stellung nehmen könnten. In diesem Sinn wäre, wenn eine wirkliche Beratung stattfände, eine dem Konzil vergleichbare Sprache ja gar nicht so abwegig. Es müßte dann aber auch eine konzilsähnliche Entscheidungsvollmacht dahinter stehen.

Auch dann bliebe aber gerade in diesem und dem ganzen mit Ehe und Familie verbundenen Bereich die zu Beginn gestellte Frage: Sind hier wirklich die Bischöfe wohl plaziert, wenn sie ihre Synode *ohne die Betroffenen* halten? Die Tatsache, daß der Papst auf den 12. Oktober einen «Familihtag» in Rom anberaumt, sagt ja so wenig über eine Mitsprache der dannzumal Versammelten, wie seinerzeit 1967, als gleichzeitig mit einer Bischofssynode der internationale Laienkongreß in Rom tagte: Für Eingaben «zur Sache» (u. a. gerade zur Geburtenregelung) hatte die Bischofssynode damals keinen Briefkasten. Mehr als von dem Großanlaß am 12. Oktober ist vielleicht von jener kleinen, internationalen, aus Männern und Frauen bestehenden *Arbeitsgruppe* zu hoffen, die in Vertretung von Elternvereinigungen, Ehekreisen und Frauenorganisationen die Bischofssynode durch persönliche Kontakte und öffentliche Anlässe begleiten will. Möglicherweise ist davon und von einem bereits angekündigten unabhängigen Pressezentrum ähnliches zu erwarten wie letztes Jahr in Puebla, als «außerhalb der Mauern» doch noch dies und das möglich wurde. Mit anderen Worten: Auch in Rom dürfte es diesmal vielleicht doch wieder interessanter und spannungsreicher werden, als man nach 1977 meinen mochte.

Ludwig Kaufmann

EIN GOTT, DER ZUR FREIHEIT AUFRUFT

«Wie soll man eigentlich leben?» – dies ist eine uralte und doch immer wieder neue Frage. Wenn man sie persönlicher formuliert, dann lautet sie: «Wie kann *ich* mein Leben lebendig und doch stetig, wie kann ich es sinnerfüllt und möglichst auch glücklich leben bei diesen meinen begrenzten Möglichkeiten und Bedingungen?» In dieser Formulierung wird deutlich, daß es keine Antwort geben kann, die für alle Zeit und für jeden Menschen gültig wäre. Vielmehr muß jeder für sich seine Antwort geben, und zwar versuchend und tastend und durch Irrtümer hindurch. Wie anders sollte auch jemand seine Erfahrungen machen und sich, die Mitmenschen und die Welt kennenlernen als durch immer neue Irrtümer und Fehlleistungen hindurch, die er bewußt wahrnimmt und sich und niemand anderem zuschreibt? Es scheint mir weit wichtiger zu sein, wie entschieden und bewußt jemand seine Irrtümer, sein Versagen erlebt als wieviel er im Leben erreicht oder hat.

Gerade dann aber, wenn jemand bewußt in seinen Bedingungen leben will, wird für ihn interessant, wie die anderen leben, besonders, was andere bewußt lebende Menschen zu dieser Existenzfrage zu sagen wissen. Es gibt ja eine riesige Menschheitserfahrung zur Frage, wie man leben soll, und ein Teil dieser Erfahrung kommt auf jeden zu in Gewohnheiten und Sitte, in den unprägen Wünschen und Ansprüchen der Eltern, der Schule, der Umwelt, in Philosophie, Religion und den vielen Formen der Kunst. Jeder steht in mehr oder weniger bewußter Auseinandersetzung mit dem, was in verwirrender Vielfalt und oft mit großem normativem Anspruch ihm in diesen Bereichen entgegentritt. Nicht wenige Menschen erliegen dem normativen Anspruch besonders der Religion, und wenigstens dem Bewußtsein nach übernehmen sie die vorge-

legten Lösungen gleichsam als Lebensrezept: Das macht man so, das ist so zu beurteilen. Dies enthebt sie einer großen, ja unendlichen Mühe: selbst zu suchen und täglich zu sehen, wer man ist, was man kann und nicht kann – und es sich nicht von außen sagen zu lassen.

Aber neben diesem Mißbrauch der Religion zur Lebensvereinfachung gibt es die andere Möglichkeit, bewußt religiös zu leben, nicht einfach in Übernahme normativer Gebote der Religion, sondern in ständiger Konfrontation mit ihnen in persönlicher, freier Verantwortlichkeit. Wie ein solches Leben begründet ist und aussieht, soll im folgenden anhand einiger Überlieferungen des Alten Testaments beispielhaft skizziert werden. Dabei wird nicht so sehr die Gebots- und Verbotstradition (die es ja im Alten Testament auch reichlich gibt) als wesentlich angesehen, sondern die alttestamentliche Gottestradition.

Bezüglich des Gottesverhältnisses und des Kults kennt die Gebotstradition des Alten Testaments zwei besonders kennzeichnende Weisungen: das Ausschließlichkeitsgebot und das Bildverbot «Du sollst dir kein Gottesbild machen, keinerlei Abbild» (Ex 20,4; Dtn 5,8). Dieses 2. Gebot des Dekalogs verbietet nicht Götzenbilder – das ist nach dem 1. Gebot schon klar! –, sondern Gottesbilder, Jahwedarstellungen: Von ihm darf kein Bild angefertigt werden. Diese Bildlosigkeit wenigstens des offiziellen und öffentlichen Jahwekultes ist gewiß sehr alt, in der alttestamentlichen Fluchreihe Dtn 27 erscheint das Bildverbot als erstes und wichtigstes Gebot. Was ist hier eigentlich verboten? Wichtiger: Was will dieses Verbot positiv erreichen?

Ein bildloser Gott

Für den Bilderverehrer ist das Bild keineswegs schon selbst Gott. Das Kultbild ist vielmehr Repräsentant der Gottheit; das Idol wird als transparent auf das für göttlich Angesehene hin verstanden. Der Stier zum Beispiel ist das eindrucksvolle Bild der kraftstrotzenden, bedrängend erlebten Geschlechtlichkeit, und eben dies ist «Baal». Auch jedes noch so roh zugehaue Phalluszeichen zeigt dasselbe: «Baal» will zeugen und den Samen ausgießen, er will Leben schaffen und duldet keinen Stillstand. Denn Baal und die andern Götter sind die Welt- und Lebensmächte, die den Menschen ergreifen, ihn motivieren und in ihm wirken, die auch sinnlich und sinnenhaft vor ihm Gestalt werden.¹ Der Mensch dient diesen Göttern, indem er sich ihnen überläßt, sich ihnen hingibt, vor allem in der Ekstase. Dies geschieht meist an besonderer Stätte: dem Baum, dem Berg, dem Quell und Hain, meist vor und mit dem Bild und nicht ohne den Gebrauch von Musik, Tanz und Wein. Hier weht das Göttliche als das Übermächtige und Leben Weckende, begegnet es in seiner Vielfalt und Widersprüchlichkeit, darum auch in vielen Göttern, die sich bekämpfen und doch eine Wirklichkeit schaffen. Hier erscheint das Göttliche als ein Kreis von Tod und Leben, in den der Mensch hineingehört und – sich selbst vergessend – untertaucht. Eben dies ist dann «Heil» und «Leben»: in den Strom des Lebens eintauchen und von ihm getragen werden.

Ganz anders wußte es – wenigstens grundsätzlich – Israel: Sein einziger, bildloser Gott ist nicht der Treibende in allem, er ist nicht sinnhaft spürbar und erlebbar in den Naturerscheinungen und -kräften, er ist nicht verstehbar durch irgendein suggestives Bild. Er ist vielmehr ein freier Herr, der nur da ist, wo er will, sich nur zuwendet wem, wann und wie er will. Für diesen bildlosen Gott ist zunächst dieses freie Willensmoment bezeichnend, es wird im Alten Testament herausgestellt bis hin zum Willkürlichen: «Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich» (Ex 33,19). Es ist dies ein Gott, der eigenwillig wählt, beruft und beauftragt. Es ist das Wollen-Können, das diesen Gott und die Menschen verbindet und beide am meisten auszeichnet.

Vom beiderseitigen Wollenkönnen her ist die alttestamentliche *Schöpfungslehre* zu interpretieren, wie sie beispielsweise in Gen 1, in Gen 2 und in Ps 8 vorliegt. Diese Schöpfungslehre will nicht Weltentstehungslehre sein – in dieser Hinsicht sind die verschiedenen Texte ja völlig widersprüchlich. Hier soll vielmehr etwas über die Eigenart, die Qualität der Schöpfung gesagt werden. Vonseiten Gottes her heißt Schöpfung, daß schlechthin alles seinen Grund hat und behält im reinen Wollen Gottes: «Denn er, er sprach, und es geschah; er gebot, und es stand da» (Ps 33,9). Ein jegliches geht auf den Willen Gottes zurück, es bleibt in diesem Willen und im Dienste Gottes einbehalten. Gott ist Ursprung aller Ordnung, allen Zusammenspiels, aller Struktur, allen Sinns (vgl. Ps 139), und zwar so, daß er selber von der Fülle an Ordnung, Zusammenspiel, Struktur und Sinn nichts an das Geschaffene verliert, sondern es im vollen Maße behält: «Der das Ohr gepflanzt, sollte der nicht hören? Der das Auge gebildet, sollte der nicht sehen?» (Ps 94,9). Eben deshalb verweist zwar alles auf ihn, aber nichts kann ihn bezeichnen, abbilden.

Vonseiten des Menschen her gesehen aber ist das Geschaffene «Welt» – ein Bereich, in dem der Mensch zu walten, zu schalten und zu herrschen hat. Die Welt ist profan, in Gen 1, 14–19 wird vermieden, Sonne und Mond beim Namen zu nennen, denn das sind numinose Namen, statt dessen heißen sie höchst nüchtern «Lampen». Mit kühler Genauigkeit und lehrhafter Breite werden die Funktionen der Gestirne dargelegt: Sie sind Leuchten, Uhren, Kalender, also dem Menschen höchst nützliche Instrumente. Schöpfung bedeutet, daß schlechthin alles frei ist zur menschlichen Verfügung, frei von Göttern, entzaubert und entsakralisiert: «Alles hast du ihm unter die Füße gelegt» (Ps 8,7).

¹ Man kann den gleichen Sachverhalt auch umgekehrt beschreiben: Seine eigenen Kräfte und Möglichkeiten macht der Götzendienst zum Idol, um sie als Übergröße sich gegenüber zu haben, mehr noch, damit er sich selbst, freilich in entfremdeter Form, anbeten kann. «Beim Götzendienst wird eine partielle Fähigkeit des Menschen absolut gesetzt und zum Idol gemacht. Der Mensch verehrt dann sich selbst in einer entfremdeten Form. Das Idol, in dem er untertaucht, wird zum Objekt seiner narzißtischen Leidenschaft. Die Gottesidee ist dagegen die Negation des Narzißmus, weil nur Gott – und nicht der Mensch – allwissend und allmächtig ist.» (Erich Fromm, *Die Seele des Menschen: Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen*, Stuttgart 1979, 91).

Tatsächlich, das Wollenkönnen und seine Herrschaftsfähigkeit machen den Menschen zum Despoten der Erde, zum Herrn über alle Kräfte, auch die der Natur oder der Geschlechtlichkeit. Doch dieses schier unbegrenzte Wollenkönnen hat der Mensch nach biblischer Auffassung nicht als Besitz, sondern als Auftrag und Mandat des Schöpfers; dieser Auftrag ist, daß er «den Garten bebaue und pflege» (Gen 2, 15).²

Insofern der Mensch wollen kann und will, ist er auf die *Zukunft* und das noch nicht Vorhandene ausgerichtet. Der Gott des Alten Testaments übt die ihm eigene Herrschaft vor allem so aus, daß er die Zukunft des Menschen beansprucht und ihn ins Wagnis und ins Unsichere befiehlt. «Zieh weg aus deinem Land, aus deiner Heimat und aus deinem Vaterhaus!» (Gen 12,1) ist dieses Gottes Auftrag an den ersten Glaubenshelden, an Abraham. Die Abrahamserzählungen bieten Muster solcher unerhörter Wagemut, aber auch viele Erzählungen des Richterbuches, der Samuel- und Königsbücher. «Glaube» ist dabei der Mut, der das Wagnis nicht scheut, der die lebbarsten Möglichkeiten aufnimmt und nicht zugunsten des längst Gewohnten liegenläßt. Ja, der Glaube wird sogar zum Ringen mit Gott (Gen 32, 23–31); er ist die Kunst, ein Leben lang den Auftrag und die Unbegreiflichkeit dieses Gottes auszuhalten.

Der alttestamentliche Gottesname

In diesen Zusammenhang gehört auch der alttestamentliche Gottesname. Dieser ist kein Name im eigentlichen Sinne wie «Baal» zum Beispiel. «Baal» heißt Eheherr, Gemahl (der Erde, des Empfangend-Weiblichen): damit ist Art und Zuständigkeit dieses Gottes titelhaf benannt. In dieser Weise gibt es für den Gott Israels keinen Namen. Wohl aber gibt es ein Anruf-Wort, «Jahu» oder «Jahwe». Seine ursprüngliche Aussprache wissen wir heute ebenso wenig sicher wie seine Herkunft und Etymologie. Dies ist ja auch relativ unwichtig gegenüber dem Verständnis und Gebrauch der Anrede im Alten Testament selbst. Da fällt zunächst auf, in welchem Maße die Gottesanrede in den Gebeten, besonders in den Psalmen, als «Argument», nämlich als Zuspruch und Verheißung an den Beter, in Anspruch genommen wird. Man merkt das allerdings nur, wenn man statt «Herr» – so bieten die heutigen Übersetzungen durchweg den Gottesnamen – jedesmal versuchsweise «Ich bin da!» oder «dein/mein Helfer» oder ähnlich liest; dann wird spürbar, wie sehr in diesen Gebeten der sogenannte Gottesname als Ermutigung und Zusage aufgefaßt ist.

Eine predigtähnliche Auslegung des Gottesnamens gibt es im Alten Testament nur an einer Stelle, in der Berufungslegende des Mose (Exodus 3). Mose kommt an den Gottesberg Horeb, aus einem Dornbusch ruft ihn Gott an mit Namen, also persönlich. Gott stellt sich als «Gott der Väter» vor, Mose verhüllt sein Gesicht. Gott gibt zu erkennen, daß er um die Not der Israeliten weiß, und erteilt Mose den Auftrag: «Wohl, ich will dich zum Pharao senden, daß du mein Volk, die Söhne Israels, aus Ägypten führst.» Mose macht Einwendungen, die Gott nach der Erzählquelle E so beantwortet:

«Er sprach: Ich werde mit dir sein; und dies sei dir das Zeichen, daß ich es bin, der dich gesandt hat: Wenn du das Volk aus Ägypten geführt hast, werdet ihr an diesem Berge Gott verehren. Da sprach Mose zu Gott: «Siehe, wenn ich nun zu den Söhnen Israels komme und ihnen sage: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt, und wenn sie mich fragen: Welches ist sein Name? – was soll ich ihnen dann antworten?» Gott sprach zu Mose: *āhjah aschār āhjah.* Und er fuhr fort: «So sollst du zu den Söhnen Israels sagen: Der *Ich bin* (*āhjah*) hat mich zu euch gesandt!» (Ex 3, 12–15).

Dieser Gott antwortet auf die Einwendung des Mose mit einer Beistandszusage, wenn Mose aufbricht und seinen Auftrag ausführt. Er verspricht auch ein Wunderzeichen – das aber noch gar keines ist: das Zeichen wird für eine Zukunft versprochen, die jetzt erst mit der Berufung des Mose anfängt. Also nicht das erlebte Wunder begründet den Glauben und bewegt Mose zum

² Vgl. dazu N. Lohfink, *Von einer stabilen Welt träumen*, in: *Orientierung* 1977, 145–148; vgl. auch 183ff.

Handeln, sondern der glaubend-tätige Gehorsam wird das Wunder sehen: die Berufung ist Ruf ins Wagnis, nicht Heimholung in die Sicherheit. Daher ist es nicht verwunderlich, daß dem vorsichtigen, bangen Mose der Verweis auf die Väter und das zukünftige Zeichen nicht genügt, er möchte den Namen dieses Gottes wissen, angeblich, um sich vor seinem Volk legitimieren zu können, tatsächlich, um zu wissen, mit wem er es eigentlich zu tun hat. Darum muß die rätselhafte Gottesrede zunächst als Abweisung verstanden werden: sie nennt nicht Art und Zuständigkeit Gottes, wie Götternamen das sonst tun, sondern es bleibt unbekannt und unsicher, mit wem Mose es da zu tun hat. Andererseits soll aber offenkundig die überkommene Gottesanrede hier auch positiv gedeutet werden, und zwar in einem Wortspiel mit einem Verb, das «sein», «werden», «dasein» bedeutet. Ich schliesse mich *Martin Bubers* deutender Übersetzung «Ich bin da, als der ich da sein werde» an: dieser Gott sagt sich und seine schöpferische Hilfe denen zu, die wagen, die die schlummernden Möglichkeiten der Zukunft aufzugreifen. Jahwe wird sein Volk, das es im eigentlichen Sinne in Ägypten ja noch gar nicht gibt, durch seine verheißene Tat der Herausführung schaffen und in Zukunft leiten, wobei dieses Schaffen und diese Zukunft Mose in die Hände gelegt ist. Nur der Aufbrechende, nur der Wagende wird das Wunder sehen, wird Gottes Freiheit und Heil erfahren. Gewiß: Dieser Gott will sich hier ein Volk schaffen und es durch alle Gefährdungen leiten, die Initiative liegt durchaus auf seiten dieses Gottes, aber nur die Wagenden und Mutigen, die sich von den «Fleischtöpfen» losreißen können, kommen überhaupt in dieses Volk hinein, gelangen bis zur Konfrontation mit diesem Gott, der Freiheit gewährt, indem er zum Wagen der Freiheit auffordert.

Der Gott, der Israel aus Ägypten geführt hat

Die Sammlung von Schriften, die das Alte Testament ausmachen, erstreckt sich über gut ein Jahrtausend: von den ersten noch vorliterarischen Quellen im 12. Jahrhundert bis zum Ende des 2. Jahrhunderts vor Christus. In all diesen Schriften und zu allen Zeiten ist die Anrufung Jahwes bzw. die Berufung auf ihn mit dem Bekenntnis verbunden: «Jahwe hat Israel aus Ägypten geführt.» Woher stammt dieses Glaubensbekenntnis?

Was damals beim Zug durch das Schilfmeer geschehen ist, wissen wir nicht, wir können das Ereignis nicht rekonstruieren. Wir wissen nur, daß die kleine Schar der Flüchtlinge (allenfalls einige hundert Personen!) sich von einer weit überlegenen Militärabteilung der Ägypter bedroht sah, sich aber bald darauf ohne eigenes Zutun gerettet fand, weil «die Ägypter tot am Ufer lagen» (Ex 14,30). Für die praktisch wehrlosen Flüchtlinge muß dieses Rettungserlebnis die Machttat, der Hilfebeweis ihres Gottes gewesen sein. Das Erlebnis war so eindrucksvoll und wurde im Wiedererleben in anderen Situationen so oft bestätigt und aktualisiert, daß dieses für die Weltgeschichte höchst periphere Geschehen zum Kristallisationskern eines neuen Gottesglaubens und Wagemutes wurde, der seither als bewegendes Element nicht mehr aus der Geschichte verschwunden ist. Der aus höchster Bedrängnis rettende Jahwe wurde durch dieses Geschehen identifiziert als der Gott, der den Aufbruch aus dem Bestehenden, den Ausbruch aus Sklaverei und Bevormundung und das Wagnis des Neuen will und begleitet, der den alles Wagenden unverhofft hilft und sie rettet: «Singt Jahwe ein Lied, denn er ist hochehrhaben: Rosse und Wagen warf er ins Meer!» (Ex 15,21).

Der Gott des Alten Testaments ist also von Anfang an «politisch». Er führt seine «Sippe» heraus aus Ägypten, dem Sklavenhaus mit seinen «Fleischtöpfen», aber ohne Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit; er führt sie hinein in die «Wüste», einen Bereich der Entbehrungen und Wagnisse, aber auch der Unabhängigkeit, Verantwortlichkeit und Selbstrealisierung. Erst in der Wüste und im Verheißungsland entsteht «Israel», das heißt der Streiter Gottes, als ein Volk, das sich von allen anderen Völkern unterscheidet, vor allem auch unterscheidet durch seine politische Geschichte, durch seinen Widerstand gegen die etablierte Macht, die das Bestehende sichert und ausbaut. Oft genug verfiel Israel als politische Größe selbst den Götzen «Sicherheit» und «Fleischtopf», immer wieder stürzte es in Katastrophen gerade dieser Selbst-Sicherungsbemühun-

gen. Diese politische Geschichte ist bis in unsere Tage nicht zu Ende, im Gegenteil, sie greift weit über die Existenz des heutigen Staates Israel hinaus: Da die Götzen «Sicherheit durch Waffen» und «volle Fleischtöpfe» heute weltweit in die Katastrophe, möglicherweise gar in die völlige Selbstvernichtung der Menschheit führen – was im Grunde jeder ganz genau weiß! –, kann doch offenkundig nur ein Gott retten, der uns das Wagnis des Neuen und die Entbehrungen der «Wüste» zumutet.

Die Zehn Gebote als Gottesgebote

Das Bekenntnis «Jahwe hat Israel aus Ägypten geführt» steht auch als begründende Überschrift über den Zehn Geboten. Beide Fassungen werden eingeleitet mit dem Satz: «Ich bin Jahwe, dein Gott, der ich dich aus dem Lande Ägypten, dem Sklavenhaus, herausgeführt habe» (Ex 20,2; Dtn 5,6). Als erstes Gebot folgt dann die Ausschließlichkeitsforderung: «Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!» Die Formulierung zeigt, daß das Gebot durchaus mit anderen Gottes-Mächten rechnet. Daß man keine andern Götter haben dürfe neben Jahwe, hat seinen Grund nicht darin, daß es keine anderen Götter gibt, sondern nur darin, daß Jahwe sich als aus Sklaverei befreiender und eine eigene Zukunft eröffnender Gott erwiesen hat. Soweit und solange ein Mensch, seiner Berufung treu und seines Wollen-Könnens bewußt, die ihm gegebene Zukunft tatkräftig angeht, kann er gar keinen Gott haben neben Jahwe. «Die Einzigkeitslehre hat ihren vitalen Grund doch nicht darin, daß man sich Gedanken darüber macht, wieviel Götter es gebe, und es etwa auch festzustellen versuchte, sondern in der Ausschließlichkeit, die überm Glaubensverhältnis waltet, wie sie über der wahrhaften Liebe zwischen Mensch und Mensch waltet. (...) Die Einzigkeit im «Monotheismus» ist also nicht die eines «Exemplars», sondern sie ist die des Du in der Ich-Du-Beziehung, sofern diese an der Ganzheit des gelebten Lebens nicht verleugnet wird.»³

Der Diözesanverband der Caritaskonferenzen im Erzbistum Paderborn sucht zum nächstmöglichen Termin eine

Sozialarbeiterin/ Sozialpädagogin

Aufgabenbereich:

- Aufbau, Beratung und Begleitung ehrenamtlicher Helferguppen in den Kirchengemeinden.
- Vorbereitung und Durchführung von Bildungsmaßnahmen
- Förderung und Begleitung spezifischer Initiativen der ehrenamtlichen Arbeit.

Die Stelle ist ausbaufähig.

Wir erwarten neben Berufserfahrung die Fähigkeit zu eigenverantwortlicher kooperativer Arbeit, Organisations-talent, Einsatzbereitschaft sowie Übereinstimmung mit den Zielen unserer katholischen Verbandsarbeit.

Die Vergütung erfolgt entsprechend der gestellten selbständigen Aufgaben nach den Arbeitsvertragsrichtlinien des Deutschen Caritasverbandes (BAT angeglichen – Sozialleistungen entsprechen dem Öffentlichen Dienst).

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen an:

Diözesanverband der Caritaskonferenzen e.V., Am Stadelhof 15, D-4790 Paderborn

In diesem Sinne sind denn auch die ethischen Gebote des Dekalogs Gottes Gebote, obwohl sie inhaltlich auch außerhalb Israels existieren. Hier wird von einem befehlenden Ich auf ein gehorchendes Du hin gesprochen, nämlich die Verantwortlichkeit der Person, der sich entscheidende, entscheidungsfähige Erwachsene angesprochen.⁴ Diese Gebote sind *apodiktisch* formuliert, das heißt sie stellen einen nicht bedingten Sollensanspruch und kennen daher ursprünglich weder Lohnversprechen noch Strafandrohung. Inhaltlich stammen die ethischen Gebote des Dekalogs aus der allgemein-menschlichen Erfahrung, speziell der Sippentradition im Alten Israel. «Weil Mord und Ehebruch in Israel als verboten galten, wurden sie in den Dekalog aufgenommen, und sie waren nicht deswegen verboten, weil sie im Dekalog standen.»⁵ Aber unter der Überschrift «Ich bin Jahwe, der ich dich aus Ägypten geführt habe» sind die Dekalogsätze nun nicht mehr bloße Vernunft- und Erfahrungsregeln für ein gedeihliches Zusammenleben, sondern nun werden sie verstanden als der Zukunftswille des befreienden und in die Eigenverantwortung setzenden Gottes.

«Der Dekalog befiehlt den Menschen und die Gemeinschaft in eine eigene Autonomie und Verantwortlichkeit, er sieht diese Autonomie des Menschen im Heilshandeln Jahwes begründet und sucht sie durch Sachweisung, das heißt durch Aufklärung zu stärken. Dabei hat der Dekalog die immer wiederkehrende Alltagssituation im Auge; daß in Ausnahmefällen Extremsituationen eintreten können, in denen er keine Weisung zu geben vermag, ist nicht zu bestreiten. Doch für die alltäglichen Fragen gibt der Dekalog seine Weisung und zugleich seine Auslegung des Gotteswillens: Jahwe ist der Gott, der das Gute für den Menschen und die Gemeinschaft der Menschen will und es vor allem durch den Menschen verwirklicht haben will – nicht als Wunder vom Himmel, sondern als beharrlich-mühsame Entwicklung, als ein geschichtlicher und sicher nicht abschließbarer Lernprozeß.»⁶

Nach Gottes Ebenbild ...

Die Frage «Wie soll man eigentlich leben?» wird in einer breiten Tradition des Alten Testaments mit dem Hinweis auf den Willen eines ganz bestimmten Gottes beantwortet. Dieser Gott will die Eigenverantwortlichkeit und Selbstverwirklichung des Menschen, es ist ein Gott, der zur Freiheit aufruft. Dieser Ruf in die Freiheit ist zugleich der Aufruf zum Widerstand gegen alles, was den Menschen übermächtig, entmündigt und seine wissende Selbstwerdung erstickt. «Götzen» sind alle Mächte und Einflüsse, sobald sie den Menschen beherrschen bzw. er sich von diesen als Idolen beherrschen läßt. Zweitens aber ist dieser Ruf in die Freiheit der Appell an den Menschen, aufzuwachen, sich seiner Kräfte und seines Wollen-Könnens bewußt zu werden, um das tief in ihm sitzende Bedürfnis nach Schutz, Fürsorge, Sicherheit und Erhalten des Bestehenden abzuschütteln und aufrechten Ganges auf eigenen Füßen seine Zukunft anzugehen. Im Hören auf diesen doppelten Ruf entscheidet sich das Jahweverhältnis, indem nämlich entschieden wird, wer dieser Mensch ist: «Wer sein Ohr wendet, um Belehrung nicht zu hören, dessen Gebet sogar ist ein Greuel» (Spr 28,9).

Insofern will der Gott des Alten Testaments keine Religionsausübung, keinen Kult, sondern den handelnden, kreativen und sich wissenden Menschen, sein Ebenbild, ihm ähnlich. Wer dem Ruf dieses Gottes verstehend folgt, steht mit jedem konkreten, ganz alltäglichen Handeln in einem niemals abschließbaren Prozeß, in dem er zu sich selbst kommt, freilich immer als Werdender. Er erlebt seine Freiheit und Lebendigkeit in der Konfrontation mit dem bildlosen Gott, der in diese Freiheit führt. Zwar werden einem solchen Menschen die eigenen Unzulänglichkeiten besonders bewußt sein, wird gerade er das eigene Hinfälligwerden

schmerzlich erfahren. Dennoch wird er bei aller Verschiedenheit der Anlagen, Lebensgeschichte und jeweiligen Situation sich selbst und den Mitmenschen eine Freude sein. Damit bestätigt er den Gott, der zur Freiheit ruft, als freimachend; zugleich ist er diesem Gott das erfreulichste Geschöpf.

Paul Hubert Schüngel, Rheinbach-Merzbach

ZUM THEMA DIESES ARTIKELS ist 1979 ein gründlich informierendes und mit dokumentarischen Fotos und Texten reich illustriertes Buch des Münsteraner Alttestamentlers *Erich Zenger* erschienen: «Der Gott der Bibel. Sachbuch zu den Anfängen des alttestamentlichen Gottesglaubens» (Kath. Bibelwerk Stuttgart, 160 S., DM 35,-). Zenger versucht, die Anfänge Israels und seines Glaubens in die zeitgenössische Welt des Alten Orients einzuordnen. Er faßt klar und umfassend zusammen, wie sich die heutige Bibelwissenschaft den historischen Hintergrund des Exodus aus Ägypten, der Wüstenwanderung und der Landnahme in Palästina vorstellt. Darüber hinaus will der Autor zeigen, daß die Wege, auf denen Gott den damaligen Menschen begegnete, auch heute noch einladen und zur Hoffnung motivieren können. C. L.

Vereinnahmender Dialog

Der kürzlich verstorbene Kardinal *Sergio Pignedoli* bemühte sich als der zweite Leiter (nach Kardinal Marella) des Sekretariats für nichtchristliche Religionen mit großem persönlichem Einsatz, im Sinne des 2. Vatikanums freundschaftliche Kontakte mit Vertretern der verschiedensten Religionen herzustellen. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß diese Kontakte auch von Vertretern der nichtchristlichen Religionen durchaus begrüßt werden. Allerdings zeigte sich bald, daß hier nicht ohne weiteres die für die Begegnung mit getrennten Christen förderlichen Voraussetzungen – lange gemeinsame Geschichte, weitgehend eindeutig definiertes Fachvokabular, gleicher Ausbildungsstand – erwartet werden können. Auch mußte der Kardinal bald nach seinem Amtsantritt erfahren, daß das Terrain mit politischen Tretminen gespickt ist. (Beim ersten Kontakt mit Muslims hatten diese ohne sein Wissen eine israelfeindliche Erklärung in den arabischen Text der offiziellen Verlautbarung eingefügt.) Das Sekretariat muß dabei in einem schwierigen Lernprozeß die für diesen Dialog förderlichen Methoden erst entwickeln, wobei es zu beachten gilt, daß die meisten nichtchristlichen Religionen nicht jene heilsame Distanz zur Staatsgewalt wahren, wie sie das westliche Christentum gewonnen hat. Japan bietet dafür gerade jetzt ein neues Lehrstück.

Die religiöse Situation im Japan der Nachkriegszeit

Diese Situation ist geprägt durch die von General Mac Arthur inspirierte Verfassung, die einerseits Kirche und Staat trennt, andererseits aber allen Religionen völlige Freiheit der Verkündigung und sogar Steuerfreiheit gewährt. (Diese Befreiung von Steuern für religiöse Körperschaften ist ein Grund für die Bildung von über 200 sogenannten «Neuen Religionen» in Japan.) Der *Shinto* verlor dadurch seine Stellung als Staatsreligion; der Kaiser wurde seiner göttlichen Eigenschaften entkleidet und ist nicht mehr der Hohepriester der Nation. Seine staatsrechtliche Stellung ist zudem reichlich unklar: er ist nicht mehr Staatsoberhaupt, sondern nur «Symbol» der Nation, wobei niemand recht weiß, was damit gemeint ist.

Wenn man im Ausland von Bestrebungen spricht, die von den Besatzungsmächten befürwortete Verfassung zu ändern, denkt man in erster Linie an den berühmten Paragraphen 9, in dem der Verzicht auf Kriegspotential ausgesprochen ist. Neuerdings aber treten immer mehr die religiösen Aspekte in den Vordergrund. Innerhalb der liberaldemokratischen Partei LDP, die seit dreißig Jahren (abgesehen von einem kurzen Zwischenspiel der Sozialisten) die Regierung stellt, entstand eine Forschungsgruppe zum Studium der Religionen, der über fünfzig Parlamentarier verschiedener religiöser Observanz angehören. Ihr Hauptanliegen ist, nach dem Vorbild der buddhistischen *Soka Gakkai*, die sich in der *Komei-To* («Sauberkeitspartei») einen

³ M. Buber, Königtum Gottes, in: Werke II (Schriften zur Bibel), 1964, 628.

⁴ Adressat der 10 Gebote ist der erwachsene Vollbürger mit Grundbesitz, Familie und einem festen Rechtsstatus. Dies sieht man z. B. leicht an der Erläuterung zum Sabbatgebot (Ex 20,9–11; Dtn 5, 13–15).

⁵ Helen Schüngel-Straumann, Der Dekalog – Gottes Gebote? Stuttgart 1980 (Stuttgarter Bibelstudien 67), 110.

⁶ Ebda., 113f.

starken politischen Arm zulegte, religiöse Gruppen für die Partei zu mobilisieren. Naturgemäß ist ihr Potential auf der Rechten angesiedelt, bei Shintoisten, Neuen Religionen und einigen traditionell mit den Herrschenden verbundenen buddhistischen Sekten. Wie der Trend heute nach rechts geht, zeigten deutlich die Doppelwahlen Ende Juni, als die LDP erstmals seit einem Jahrzehnt wieder eine sichere Mehrheit gewann und die Hoffnung auf eine Mitte-Rechts-Koalition auf lange Zeit erstickte. Damit gewinnen auch jene Kräfte Auftrieb, die auf die Revision der Verfassung hinarbeiten.

Vor diesem Hintergrund gilt es die *Konferenz der Weltreligionen zum Studium ethischer Fragen*, die vom 27. Oktober bis zum 3. November in Japan stattfinden soll, richtig einzuordnen. Einberufen wird sie von einem Ausschuss, in dem neben dem Shinto auch Vertreter des Zen- und Tendabuddhismus und verschiedener «Neuer Religionen» Einsitz nehmen. Schon vor über zwei Jahren nahm man Fühlung mit dem Vatikan auf. Kardinal Pignedoli berief im März 1978 im Namen des Sekretariats für nichtchristliche Religionen in Nemi eine Vorkonferenz ein. Dabei wurden die Themen dieser Konferenz formuliert: Religiöse Ethik und traditionelle Kultur, religiöse Ethik und die Haltung gegenüber der Natur in verschiedenen Religionen. In Nemi sah man in der engeren Zusammenarbeit zwischen den Religionen die Möglichkeit, die allgemeine Menschenliebe zu fördern und zum Heil der Welt beizutragen.

Ein Anlaß zur Stärkung des Nationalismus und des Shinto

Schon zu diesem Zeitpunkt hätte es den römischen Teilnehmern auffallen müssen, daß die japanische Seite durch prominente Persönlichkeiten vertreten war, die auf der äußersten Rechten angesiedelt sind. *Sogen Asahina*, einer der angesehensten Zenmeister, hatte sich früher, wie auch der Vertreter des *Tendai*, *Schocho Hagami*, für die Ziele der Militaristen eingesetzt, was nicht verwundern kann, wenn man bedenkt, daß Zen historisch jahrhundertlang die Ideologie der Kriegerkaste bildete und Tendai seit jeher eng mit dem Kaiserhaus verbunden war. Die Shintoisten scheuten sich nicht, in einer Erklärung, die allerdings nicht in die offizielle Verlautbarung von Nemi aufgenommen, aber doch anschließend in Japan angefügt wurde, zu bekennen:

«Der japanische Kaiser ist Erbe der göttlichen Natur der Ahnengötter und selbst ein hoher religiöser Führer, der immer noch die Götter verehrt und für Frieden und Wohlergehen des Volkes betet. Sein selbstloser Geist ist Symbol für die Einheit des japanischen Volkes.»

Ähnliches äußerte *Asahina* in einem Brief an Papst *Paul VI.*:

«Der japanische Kaiser besuchte nach Kriegsende General Mac Arthur und erklärte sich bereit, sich selbst für die Rettung des Volkes aufzuopfern. Dadurch wurde Mac Arthur tief bewegt und öffnete den Weg für die Erhaltung Japans. Diese erhabene, unvergleichliche, traditionelle Existenz des Kaisers und sein Charakter retteten Japan durch den Geist des Kaisertums. Dieser historische Glücksfall des japanischen Volkes darf aber nicht auf Japan beschränkt bleiben. Damit alle Weltreligionen den Wunsch nach Rettung der Menschheit erfüllen können, bitten wir Sie, mit uns gemeinsam die Initiative zu ergreifen.»

Noch mehr hätte auffallen müssen, daß die Protestanten Japans von Anfang an die Teilnahme an der Konferenz ablehnten, weil sie darin schon früh die Tendenz zur Restaurierung des Shinto erkannten. Indessen gingen die Vorbereitungen weiter. Mehrere japanische Delegationen besuchten Rom, Jerusalem, Ägypten und Griechenland zur Fühlungnahme mit verschiedenen Religionen. In der Presse aber kamen mehr und mehr bedenkliche Tatsachen an die Öffentlichkeit. Die Konferenz fällt auf das 90. Jubiläum des Erziehungserlasses des Kaisers *Meiji* (1867–1912), der bis 1945 die Grundlage der nationalistischen und militaristischen Erziehung bildete. Auch der Jahrestag der Gründung des Meijischreins fällt in diese Tage, und der Geburtstag des Kaisers *Meiji* selbst. Als Veranstalter der Konferenz entpuppte sich eine militante «Vereinigung zum Schutz Japans», in der der Zenmeister *Asahina* eine führende Rolle spielte (bis zu seinem kürzlichen Tod). Auch erfuhr man, daß die Shintoisten einen Zehnjahresplan verfolgen, in dem dieser Konferenz eine wichtige Funktion zufällt. Bereits wurden durch Gesetzeserlaß die Einführung des mythischen Gründungstages der Nation als Staatsfeiertag und die Beibehaltung der Zeitrechnung nach der jeweiligen Kaiserära erreicht. Das nächste Ziel wäre nun die Erhebung des Gefallenenschreins *Yasukuni* zum Nationalheiligtum, dann die Einführung des (nationalistischen) Ethikunterrichts an den Schulen, schließlich die Verfassungsrevision mit Wiederherstellung des Kaisertums und des Shinto als Staatsreligion. Natürlich steht das alles im Widerspruch zur demokratischen Verfassung, die Kirche und Staat streng trennt.

Fragwürdiges Interesse an einer Japanreise des Papstes

Von nichtchristlicher Seite wurde sogar der Papst, gerade für diese Zeit, nach Japan eingeladen. Offensichtlich sollte das Prestige der katholischen Kirche Zwecken dienstbar gemacht werden, die mit dem Evangelium nicht zu vereinen sind.

In dem Maße, wie diese verborgenen Zusammenhänge ans Licht kamen, zeigte sich auf christlicher Seite Widerstand gegen das ganze Konzept der Konferenz. Die Kommission «Iustitia et Pax» und die Generalversammlung aller fünf christlichen Institute zur Erforschung der orientalischen Religionen (3 katholische, 2 evangelische) richteten Warnungen an die Bischofskonferenz. Diese bat Rom, von der Entsendung einer Delegation abzusehen, und will die Teilnahme, falls sie sich nach dem vorherigen Engagement nicht gänzlich vermeiden läßt, auf ein Minimum beschränken. Wahrscheinlich wird nur Bischof *Kenichi Tanaka* von Kyoto, dem die Kontakte mit Nichtchristen anvertraut sind, teilnehmen. Die ganze Panne hätte sich vermeiden lassen, wenn die fünf christlichen Religionsinstitute mit ihren Fachleuten in den Entscheidungsprozeß eingegliedert worden wären. Leider ist das nicht geschehen.

Thomas Immoos, Tokio

Literaturhinweis: Einen geradezu spannend geschriebenen kurzen Überblick über Geschichte, Kultur und aktuelle Probleme Japans bietet ein kürzlich erschienenes Buch von Helmut *Erlinghagen* SJ: Japan. Eine Landeskunde (Beck'sche Schwarze Reihe, Bd. 198; Verlag C.H. Beck, München 1979, 241 Seiten). Der Autor war Philosophieprofessor an der Sophia-Universität Tokio und lehrt heute an der Universität Mainz (Red.).



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Clemens Locher, Josef Renggli, Josef Rudin
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45. CH-8002 Zürich. ☎ (01) 201 0760
Bestellungen, Abonnemente: Administration,
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postscheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postscheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1980:

Schweiz: Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 35.- / Halbjahr DM 19.50 / Studenten DM 26.-

Österreich: öS 260.- / Halbjahr öS 150.- / Studenten öS 180.-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr./DM 40.-. (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: Fr. 1.80 / DM 2.- / öS 15.-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich